H
85
-5-

von Halder
N. 74

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Fünfter Theil.

Mechau del. Endner sc.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung,
1787.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Inhalt.

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Coliseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Drusus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des sogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Marcellus, desgleichen von den Wasserleitungen des Nero, des Titus Vespasianus und des Caracalla. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben. S. 1

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Petersplaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantins des Großen. Pabst Ganganelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Spring-

brunnen. Große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des Bernini. S. 38.

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Modell der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Mengs. Vollständige Sammlung von Formen antiker Kunstwerke. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quiriniften. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Festtag zu Ehren des Herzens Jesu. Päbstliche Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehemalige Verfassung, politische Maaßregeln und Grundsätze. Der Jesuiter General Ricci. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Kotzka. S. 71

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Heerstraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß. S. 130

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeständigkeit der Weiber. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung ei-

nes Banditen-Anführers. Papos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen. S. 170

Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Herrn Bibliothekar Jagemann, die in diesem Werke befindlichen Bemerkungen betreffend. 225

An Herrn Neumann, Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden, die

Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend. S. 285

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Coliseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Drusus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des sogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Marcellus, desgleichen von den Wasserleitungen des Nero, des Titus Vespasianus und des Caracalla. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben.

Bey einem unbefangenen Studieren der römischen Geschichte, in Rom selbst, wird man überzeugt, daß diese so berühmte Stadt viel

älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halikarnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meynung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er, anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des Wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Religionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte; daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen. Indessen bezeugt doch Livius selbst, daß schon vor der Ankunft der Trojaner eine Colonie Arkadier den Palatinischen Berg bewohnt habe. Und auch diese hatten wahrscheinlich ihre Vorgänger, deren Namen und Thaten bis auf die geringste Spur vertilgt sind; so merkwürdig sie auch gewesen seyn müssen, wie die großen Denkmäler bezeugen, die von diesem unbekannten Volke nothwendig herrühren. Auch die Ruinen von Pästum beweisen diese Vermuthung,

da sie von einem ganz eigenen Styl sind, und also ein höheres Alter als selbst die griechischen Künste verrathen.

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiete vorstellt, und die unaufhörlichen Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte; so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war, die nothdürftigste Nahrung aus den Aeckern zu ziehen und einen ewigen Krieg zu führen, fähig waren, die erstaunenswürdigen Kloaken und Wasserleitungen anzulegen, wie, der Geschichte zu folge, schon unter den Königen geschehen seyn soll. So riesenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieses großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anstaunen, so war doch kein Werk so außerordentlich, als die Kloaken. Dionysius von Halikarnas nennt die Kloaken, Landstrassen und Wasserleitungen, die drey Wunder Roms.

Die große Kloake giebt noch durch ihr Ueberbleibsel zu erkennen, welch ein erstaunenswürdiges Werk sie gewesen ist. Man sieht hier Steine,

die funfzehn Fuß breit und hoch sind. Wenn man nun den ungeheuern Umfang dieser unterirdischen Arbeit bedenkt; so können wir, die wir keine historischen Vorurtheile blindlings anzunehmen brauchen, dieses wohl unmöglich für das Werk des zweiten Jahrhunderts nach Erbauung von Rom halten.

Außer dieser großen Kloake hatten die andern, nach dem Strabo, Gewölbe von einer solchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelsteinen erbaut, die durch Kalk und Pozzolanerde zusammen gekuttet wurden, allein dennoch war ihre Festigkeit unbeschreiblich. Schon Plinius wundert sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuern Gebäude zusammenfielen, die man darauf errichtet hatte. Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hineinführen, um sie beständig zu reinigen. Diese Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigene Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, der man Altäre errichtete und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützlichen alten Gewölbe ausbessern lassen, und mit neuen ver-

mehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von dem, was sie vormals waren.

Es war im Jahre Roms 441, daß man zum erstenmale Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiete von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen. Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nach und nach vermehrt. Sie waren gewöhnlich von Ziegelsteinen gebaut, und das Wasser floß entweder unter der Erde, oder über derselben auf großen Bogen. Auf diese Weise wurde es in Rinnen von Metall oder Bley von einer Entfernung von sechs, acht, zwölf, auch mehr deutschen Meilen nach Rom geleitet.

Die Toscaner waren die ersten Baumeister Roms; sie führten alle großen Gebäude der Stadt in ihrem etwas rauhen Geschmacke auf, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, welche die ersten zierlichen Tempel in Rom errichteten, als

den Tempel des Jupiter Stator auf dem Capitol, den Tempel des Mars im Flaminischen Circus, und viele andere. Die alten Römer verließen sich ganz auf die Griechen in allem was die Künste betraf, daher sich auch sehr wenige mit der Baukunst beschäftigten. Cossutius war der erste römische Baumeister, der sich einen Ruhm in dieser Kunst erwarb, die er in Griechenland studiert hatte. Er wurde vom Epiphanes berufen, den berühmten Tempel des olympischen Jupiters zu vollenden; ein Werk, das er meisterhaft ausführte. In Rom selbst aber bediente man sich seiner Kunst nicht. Hingegen errichtete Cajus Mutius, ein Römer, ungefähr hundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, die beiden so sinnreich erfundenen Tempel der Ehre und der Tugend, die so gebaut waren, daß man nur durch den leztern in den erstern gelangen konnte. Vitruvius, der berühmteste aller römischen Baumeister, lebte zu den Zeiten Augusts, der durch ihn diese weltbeherrschende Stadt außerordentlich verschönern ließ.

Seit der Regierung dieses Kaisers bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zum Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraume von zweyhundert

Jahren, würden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Paläste in dieser Stadt zu den Zeiten Augusts nur ein einziges Stockwerk. Sie waren jedoch sehr hoch, denn der Dichter Rutilius vergleicht sie mit Thürmen, die gemacht zu seyn schienen gen Himmel zu steigen. August verordnete endlich, daß sie nicht höher als siebenzig Fuß gebaut werden sollten. Manche hatten Erker, wo die Sklaven und Freygelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht mehr die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes zu sehen ist, so überaus weitläufig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungsplätze und viele Gallerien, wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spatzieren ging.

Zu den Baukünsten der Alten gehört auch das sonderbare Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Säle tönbar zu machen; sie sezten nämlich in den Winkeln des Gebäudes Vasen, welche die Töne

auffingen, verbreiteten und verschiedene Modulationen hervorbrachten.

Das ehemalige Marsfeld ist jezt ganz bebaut, und macht den volkreichsten Theil von Rom aus. Vielleicht war nie auf Erden ein so herrlicher Plaz als dieses Marsfeld. Der Umfang desselben war ungeheuer, und mit den prächtigsten Gebäuden umgeben, welche daher alle die vortheilhafteste Lage hatten. Hier war das Mausoleum des August mit seinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Circus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa; das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß stand; der Circus Flaminius; das Theater des Marcellus; die Naumachie des August; die Antoninische Säule, desgleichen viele Porticos, Springbrunnen, Tempel und Paläste. Auch sah man Adrians Grabmal jenseit der Tiber. In der Mitte dieses Inbegriffs menschlicher Herrlichkeit stand der berühmte Sonnenobelisk 116 Fuß hoch, ganz mit Hieroglyphen bedeckt, den August aus Egypten nach Rom bringen ließ. Er war der größte in der Stadt, und diente der ungeheuern Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platten von Bronze auf einem weißen mar-

mornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jezt liegt er zerbrochen auf der Erde, in einem Winkel nahe bey seinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schicksal hat eine schöne funfzig Fuß hohe Säule von roth gesprenkeltem Marmor, die auch aus Egypten geholt, und dem Kaiser Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag unter der Erde, und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts herausgezogen. Das Postument, mit Basreliefs und Inschriften, steht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule selbst ruht in einer Breterhütte. Sie ist noch ganz, und ihre Errichtungskosten würden nicht außerordentlich seyn; allein die apostolische Kammer hat den Grundsaz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, sorgfältig zu vermeiden.

Das Forum Trajanum, von dem griechischen Baumeister Apollodor angelegt, war nach dem Marsfelde der prächtigste Plaz des alten Roms. Hier sahe man Tempel, Colonnaden, Porticos ganz mit Bronze bedeckt, und viele marmorne und metallene Statuen, auch die große metallene Bildsäule Trajans zu Pferde, seinen Triumphbogen, die prächtige Säule u. s. w. Das Ganze zusammen

war so bewundernswürdig, daß, als der Kaiser Constantius, Sohn des großen Constantins, nach Rom kam, er von der Pracht dieser Stadt, und besonders von diesem Platze so hingerissen wurde, daß er gestand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache selbst überstiege, so sagte er dennoch von Rom viel zu wenig. Von allen Herrlichkeiten dieses Platzes ist nichts mehr übrig, als die majestätische Säule, die an einem schlechten Orte steht, und wovon das hohe Postument unter der Erde befindlich ist; so daß man viele Stufen herunter steigen muß, um an den Fuß der Säule zu gelangen. Welch einen unermeßlichen Stoff zur Erläuterung der Geschichte liefert dieses einzige Denkmal! Es hat schon viele Streitigkeiten, besonders wegen des Costume entschieden, die ohne diese Säule ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaisers Trajan, seine Schlachten zu Wasser und zu Lande, Opfer, Processionen, Triumphe, Gefäße aller Arten, Altäre, Kriegsmaschinen, und unzählige andre Dinge, sind auf derselben mit vieler Kunst und Wahrheit dargestellt. Man zählt über sechstausend Figuren. Auf der Spitze derselben stand eine Bildsäule nebst einer Urne, worin nach dem Bericht einiger Geschicht-

schreiber die Asche dieses vortreflichen Fürsten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erste, der das Vorrecht erhielt, sein Grab in der Stadt zu haben.

Der Plaz, worauf die Antoninische Säule vormals stand, war bey weitem nicht so schön, auch ist die Säule nicht mit der Trajanischen zu vergleichen, von welcher sie eine Nachahmung ist; allein dafür steht sie jezt auf einem der schönsten Pläze des neuen Roms, wo sie eine große Wirkung thut. Sie besteht aus 28 Marmorblöcken, und hat inwendig 190 Stufen, wie auch 41 Fenster. Obgleich diese Säule frey steht, und von Palästen umgeben ist, so muß man doch durch Kothhaufen waden, wenn man nahe hinzutreten will. Die Unreinlichkeit ist hier allen großen Pläzen eigen, den einzigen Petersplaz ausgenommen, und dieses blos deswegen, weil er in einiger Entfernung von den Wohnhäusern liegt. Es ist unglaublich, wie weit die Unfläterey hier getrieben wird. Da die Häuser und Paläste in Rom mehrentheils offen stehen, so dient der Eingang jedermann zu den ekelhaftesten Bedürfnissen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieses erstreckt sich auch auf die Treppen, die

manchmal ganz mit Kothe bedeckt sind. Die Römer sind dieß so gewohnt, daß selbst fürstliche Personen diesen Unfug in ihren Palästen mit Gleichgültigkeit ansehen.

Es ist hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit seinen sechszehn majestätischen Granitsäulen, wogegen die Säulen der Façade an der Peterskirche, von gewöhnlichen Steinen, die schon durch große Löcher den Anfang der Zerstörung zeigen, nur eine armselige Figur machen. Die Säulen haben korinthische Capitäler, und sind alle aus Einem Stück gehauen 37 Fuß hoch. Die Oeffnung in der Decke, wodurch das Licht ins Gebäude fällt, hat genau auch eben dieses Maaß, nämlich 37 Fuß im Diameter. Dieses herrliche Werk der Kunst wurde vom Agrippa errichtet. Es wurde ausgebessert vom Domitian, Marcus Aurelius und Septimus, Severus; und unter dem griechischen Kaiser Phokas von dem Pabst Bonifacius IV. der Jungfrau Maria zugeeignet.

Von allen Denkmälern der römischen Herrlichkeit ist dieses das einzige, das ganz geblieben ist. Der kleine Plaz aber, worauf dieser unnachahmliche Tempel steht, hat keine Aussicht; er liegt in einem Winkel, und man fällt gleichsam darauf zu.

Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern Gegenständen, die sich hier so zusammengedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anstaunen kann. Zur Zeit der Erbauung, fünfundzwanzig Jahre vor Christi Geburt, hatte es sieben Stufen, die zum Eingange führten; allein so sehr war Rom durch die entsezlichen Verwüstungen verändert und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen hundert Jahren, anstatt heraufzusteigen, dreyzehn Stufen heruntersteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jezt geradezu eintreten kann. Das Gewölbe war nicht mit Bronze bekleidet, wie man insgemein glaubt, sondern es war durch große metallene Balken gestüzt, die zugleich die Decke des Portico trugen. Diese ließ der Pabst Urban VIII. wegnehmen, und daraus den hohen Altar in der Peterskirche und achtzig Kanonen für die Engelsburg verfertigen. Dieses geraubte Metall wog 186,392 Pfund. Um der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwey scheußliche Thürme darauf setzen. Das antike Ansehen, das aber die Decke dennoch beybehielt,

wurde in unsern Tagen unter Benedict XIV. durch eine moderne Ueberweißung vollends vertilgt.

Es war das Loos dieses prächtigen Gebäudes, mehr von Freunden als von Feinden zu leiden; denn schon im Jahre 663 plünderte es der Kaiser Constantin III, und ließ alle daselbst befindlichen kostbaren Statuen, und überhaupt alles von Werth nach Constantinopel schleppen. Die achtundzwanzig Wagen voll Reliquien aber, welche der Pabst Bonifacius IV. im Jahre 607 hatte nach dem Pantheon bringen lassen, ließ er unberührt. Man versichert, daß in diesem Jahrhunderte, unter dem Pontificat Benedicts XIV. wieder vierzig Wagen, mit solcher Waare beladen, diesen heiligen Schatz rekrutirt haben. Diese Anschaffung ist weder schwer noch kostbar, denn die Catacomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genug zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon sind die Begräbnisse des Raphael von Urbino, des Hannibal Carrache, und andrer großer Maler, auch der Körper unsers Mengs ist hier beygesezt worden. Der Ritter Azara, spanischer Minister in Rom, und Freund dieses Künstlers, hat ihm auf eigene Kosten ein kleines Monument setzen las-

sen, dessen Aufschrift er selbst verfertiget hat. Dieser Mann wollte dem Kardinal Bembo nachahmen, welcher die bekannte vortrefliche Grabschrift auf den großen Raphael gemacht hat; allein diese auf unsern berühmten Landsmann ist sehr abgeschmackt. Hier ist weder das Vaterland des Künstlers, noch der Monarch erwähnt, in dessen Diensten er stand, und der sein großer Wohlthäter war. Das Ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er, Azara, der Freund des Mengs gewesen sey, und ihm dieses Denkmal habe errichten lassen.

So sehr man sich auch jezt hütet, die Ruinen des großen Coliseums anzugreifen, wie vormals leider geschehen ist, so fällt es doch durch die Macht der Zeit nach und nach ein; große Klumpen Steine lösen sich von der Masse los, und stürzen über einander, da sie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lücken sind. Es ist daher zu besorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringste mehr vom obern Theile sehen werde, allein der untere Theil mit den erstaunlichen Gewölben ist für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römischen Ruinen ausdauern. Ein Hofmaler eines deutschen Hofes hätte bald durch diese Bau-

fälligkeit sein Leben eingebüßt. Er saß unter einem über ihm hangenden großen Steinklumpen und zeichnete; ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzustehn; in diesem Augenblicke stürzte diese Steinmasse über die Stelle her, wo der Maler gesessen hatte, und bedeckte dessen Feldstuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die vielleicht künftigen Antiquaren Beschäftigung geben werden.

Dieses ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu sehen war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt achtzig Arkaden. Von den Bruchstücken dieses gigantischen Werks wurden die Paläste Farnese, St. Marcus, wie auch der Palast der Kanzley erbaut. Diese amphitheatralischen Ruinen werden jezt für heilig gehalten, weil so viele Christen den Märtyrertod daselbst gelitten haben; es sind daher Altäre in denselben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrifft, um die mit diesen Ceremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Colisео ist der Triumphbogen des Titus, der jezt wie das Thor eines deutschen Städtchens aussieht. Er steht am äußersten Ende des altrömischen Marktplatzes. Aller Zierrathen

beraubt,

beraubt, und so entsezlich verstümmelt, würde man dieses herrliche Denkmal, ungeachtet der daran befindlichen Inschriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortreflichen Basreliefs der Inseite Aufmerksamkeit erregten. Die Erde ist hieselbst so erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Er wurde dem Titus zu Ehren, als ein Denkmal seiner Eroberung des jüdischen Landes, errichtet. Sein Triumph war einer der prächtigsten, die man je in Rom gesehen hatte. Vom Romulus bis zum Titus zählte man deren an dreyhundert. Auf diesem Denkmal sieht man die Abbildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem: den goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Geseztafeln, Opfergefäße u. s. w. welche den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser nicht allein für die Juden, sondern auch für die Christen so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen kopirt waren; und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, während der Zeit man so viel unbedeutende Sachen mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man sieht nie einen Ju-

den durch diesen Triumphbogen gehen, denn sie machen lieber einen großen Umweg. Allerdings muß die Darstellung solcher entweiheten Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Unweit von diesem Bogen fing die heilige Straße an, die zum Capitol führte.

Für den Triumphbogen des Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigenen Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus beraubt, um das Denkmal des ersten christlichen Kaisers zu schmücken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus, im mittlern Zeitalter, als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man sieht auf diesem Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ungeachtet sie hoch stunden, geschah diese Verstümmelung in einer Nacht ohne vieles Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode bey dieser mühsamen Unternehmung entdecken können.

In dieser Gegend, auf dem palatinischen Berge, stand auch das goldne Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. Der ursprüngliche

kaiserliche Palast, den August vierzig Jahre lang bewohnte, war nur simpel gebaut, und von geringem Umfange; allein Tiberius, Caligula und Nero vergrößerten ihn sehr, bis er im Jahr Christi 64 abbrannte, worauf denn Nero auf eben dieser Stelle sein goldnes Haus aufführen ließ. In dem Vorhofe desselben war eine 120 Fuß hohe marmorne Bildsäule, die Vespasian hernach bey seinem Amphitheater setzen ließ, und sie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieses Colossen mit sieben Stralen von vergoldetem Metall, deren jede zweyundzwanzig und einen halben Fuß lang war. Der Plaz, wo dieses goldne Haus stand, dient jezt zu Wein- und Lustgärten; indessen sieht man hier noch ansehnliche Ruinen; unter denselben wohnt auch ein deutscher Edelmann, der sehr beschäftigt ist die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jezt in Rom das Umgraben außerordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verschiedener Privatpersonen anlocken. Unter diese gehört der berühmte Maler Hamilton. Er ist ein Schottländer, der seit vielen Jahren sich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zusammengebracht hat. Der Reiz zu solchen Nachsuchungen ist um so viel größer, da der

Unternehmer fast nie verliert. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger als jezt gefunden habe.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, das alte Forum Romanum zu sehen; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, welche für die schönsten in Italien gehalten werden; der Plaz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehemals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, wo so viele denkwürdige Vorfälle geschahen, und wo das römische Volk Jahrhunderte lang das Schicksal aller Staaten entschied. Hier stand der vom Dictator Camillus erbaute Tempel der Eintracht; ferner der Tempel des Saturns, wo der öffentliche Schatz des römischen Volks aufbehalten wurde; der Tempel des donnernden Jupiters; der Tempel des Antoninus und der Faustina, von welchem leztern die Vorderseite noch vorhanden ist, und jezt zum Eingang

in eine Kirche dient, nebst vielen andern Tempeln und prächtigen Gebäuden.

Wenn man genau den Umfang des vormaligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Plaz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das alte Forum hatte. Die Marktpläze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Plaz groß genug war; als Rom hernach mächtig wurde, konnte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besezt war, die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte. Deswegen war Julius Cäsar genöthigt, unweit davon einen neuen Plaz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Dieser geringe Umfang des römischen Forums war auch Ursache, daß das Volk bey außerordentlichen Gelegenheiten sich auf dem Marsfelde versammelte, wo ein ungeheurer Raum war.

Man sieht an dem heutigen Campo vaccino außer den obenangeführten noch große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedenstem-

pels gehalten werden; eine antiquarische Meynung, die sehr alt ist, aber jezt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur anderer römischen Tempel haben, und daß es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von den andern Tempeln verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimius Severus, ganz von weißem Marmor, steht auch auf diesem Platze, ist aber halb von der Erde bedeckt; die grossen Seiten-Arcaden sind ganz damit angefüllt, übrigens aber ist er noch ziemlich wohl erhalten worden. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Capitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigen Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesezten Seite. Dieser hat ein sehr edles Ansehen. Die schöne Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Trophäen des Marius, die römischen Meilensäulen, die Statue des Marc-Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dieß ist einer

Opern-Decoration ähnlich. In Ansehung der Gebäude aber kommen die Kenner überein, daß sie zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eines derselben ist mit Gemälden, das andere mit Statuen angefüllt. Diese lezte Sammlung ist außerordentlich, und wird von keiner in Europa, als der im Clementinischen Museo, übertroffen. Die hier befindlichen Antiken sind ein vortreflicher Commentar über die römischen Geschichtschreiber, besonders über den Suetonius und Dio Cassius. Im Vorhofe dieses Gebäudes findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren wegen seines Sieges über die Carthaginenser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über neun Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige Merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Forum bey der Rednerbühne. In diesem Hofe sieht man auch vortrefliche Basreliefs, welche den Triumph Marc-Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der vornehmste Palast auf dem Capitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese

Würde, womit sich ehmals so viele hundert Römer auf diesen sieben Hügeln brüsteten, besitzt jezt nur Ein Mann, der den Vorsitz bey einem Tribunale nebst einigen besondern Vorrechten hat. Die Ansprüche dieser sogenannten Senatoren gehen so weit, daß sie den Gesandten der größten Höfe den Rang streitig machen. Der seltsame Gebrauch ist merkwürdig, daß, wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magistratspersonen aus ihren eigenen Bürgern erwählen, diese Würde allemal ein Fremder bekleiden muß; daher kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieses Senators sind zweytausend römische Scudi. In dem Palast ist eine Glocke, die nur blos geläutet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabst gestorben ist, und im Carneval, daß man sich maskiren könne.

Die auf eben diesem Berge liegende Kirche von Aracoeli, welche den Franciscanern gehört, ist auf den Ruinen des Tempels Jupiters Capitolinus gebaut. Man steigt zu derselben auf einer marmornen Treppe von 120 Stufen, die aus den Trümmern des Quirinustempels genommen worden sind. Hier sind noch Säulen aus dem alten Tempel Jupiters, die auf die sinnlichste Weise an

dieses Heiligthum der alten Römer erinnern. Es war am Feste des heiligen Franciscus, daß ich zum erstenmal diese Kirche betrat, allwo eine vortrefliche Musik aufgeführt wurde. Ich hörte sie kaum, denn ich war ganz in Betrachtungen verloren, die sich meinem Geiste darstellten. Dieses hier war gleichsam der Mittelpunkt der Erde, das größte Heiligthum eines der aufgeklärtesten Völker der Vorwelt; einer Nation, welche die Königreiche aller Zonen als Hintergebäude vom Capitol ansah. Hier wurden die sybillinischen Bücher aufbehalten. Hier waren die zwölf heiligen Schilde, die nach dem Livius an den Säulen des Tempels hingen. Die Bildsäule Jupiters war von Golde. Von eben diesem kostbaren Metall war auch eine Statue der Siegesgöttin, 320 Pfund schwer. Sylla hatte die Säulen zu diesem prächtigen Gebäude aus dem Tempel des olympischen Jupiters genommen, und nach Rom bringen lassen. Die Reichthümer dieses capitolinischen Tempels waren unermeßlich. Man sahe hier die Geschenke der überwundenen Könige und Völker, eine große Anzahl goldener Kronen und Gefäße, kostbare Steine, marmorne und metallene Bildsäulen aller Arten, Gemälde, erbeutetes Kriegsgeräthe, Tro-

phäen, nebst vielen Waffen, die von vornehmen Kriegern als ein Gelübde hieher gegeben wurden. An den Mauern des Tempels hingen Tafeln von Bronze, worauf die römischen Gesetze eingegraben waren. Der Contrast jener Zeit mit der jetzigen ist nirgends so über allen Ausdruck auffallend, als hier. Anstatt aller dieser Reichthümer sieht man hier elende Franciscanermönche, die das Gelübde der Armuth gethan, und sich hier, dreyhundert stark, auf diesem so ehrwürdigen Erdraume, eingenistet haben; und um das Abstechende vollkommen zu machen, so steht das Aeußere des Gebäudes einer Dorfkirche ähnlich.

Man sieht auch noch Trümmern von dem Triumphbogen des Janus, am Fuße des palatinischen Berges; er war mit achtundvierzig Nischen versehn, in denen Bildsäulen standen; ferner findet man noch Ruinen von dem Triumphbogen des Drusus, und von dem, welchen man dem Kaiser Gallianus zu Ehren errichtet hatte; die Lage des erstern war an dem Orte, wo die appische Heerstraße anfing, und der leztere stand am Fuße des esquilinischen Berges, wo Gallianus seine Gärten hatte. Die Inschrift, die noch vorhan-

den ist, besagt, daß ihn Marcus Aurelius errichten ließ.

Nach dem Coliseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom, deren äußere Mauern von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, und uns also noch genau ihren ungeheuern Umfang zeigen. Die Pracht ihres ehmaligen Zustandes war außerordentlich. Es befanden sich 1600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Die Wasserröhren waren von Silber, die Badezimmer mit kostbarem Marmor ausgelegt, und mit krystallenen Lampen erleuchtet. Den berühmten Torso, oder marmornen Rumpf von großer Vollkommenheit, wie auch die unter dem Namen des Farnesischen Herkules so bekannte Bildsäule hat man hier gefunden. Diese Bäder des Caracalla wurden jedoch von den Bädern des Kaisers Diocletian an Größe übertreffen, der sieben Jahrslang 40,000 Christensklaven daran arbeiten ließ, von welchen 30,000 dabey umkamen. Die Trümmern dieser Bäder auf dem Plaz Termini dienen jezt zu Kornmagazinen. Der Raum aber, den der große kaiserliche Saal einnahm, ist zu einer Kirche angewendet worden, die den Karthäusern gehört. Diese Ausführung ist ein Meisterstück des

Michel Angelo, welcher der Kirche dieselbe Größe des alten Saals gegeben, und acht sehr große Granitsäulen, die in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihrem Platze gelassen hat, so daß sie noch jezt im Mittelpunkte der Kirche stehen.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet: die Theater, Amphitheater, Basiliken u. s. w. hatten alle ihre verschiedenen Bestimmungen; aber in den Bädern scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuern Anzahl von Gemächern und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticos zum Herumgehen versehen, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Philosophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Decke derselben unterstützten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstücken der Malerey und Bildhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden ge-

rieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter, wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste geziert. Die Gallerien und Porticos dienten zur Garderobe, wo man, wegen des großen Zulaufs, Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen leztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Außer der Peterskirche hat keine in Rom so schöne Gemälde, als die Karthäuserkirche. Sie ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, sieht aber mehr einem Saale, als einer römisch-katholischen Kirche ähnlich. Das Kloster selbst, auch ein Werk dieses großen Baumeisters, hat über hundert marmorne Säulen. Es ist außerdem wegen einer Gallerie von Kupferstichen merkwürdig, die als Privatsammlung wenige ihres gleichen hat. Diese vortrefliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach seinem Gefallen bese-

hen. Ein Mönch öffnet die Thüre der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verschließt sie sogleich wieder. Diese Bequemlichkeit ist äußerst angenehm, man ist allein, ungehindert, und kann, ohne durch einen incommoden Aufseher gedrängt zu seyn, nach Belieben viele Stunden bey diesem Kunstschatze verweilen, den man ganz übersehen kann, da alle Stücke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöffnet, bis man klingelt. Die Mönche dieses Klosters, deren Ordensregeln, wie bekannt, strenge sind, übertrieben diese Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren so sehr, daß viele von denselben melancholisch, und einige gar närrisch wurden. Hieraus entstanden vorsetzliche Mordthaten, sie ermordeten sich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Ursache. Diese Vorfälle haben veranlaßt, daß man diese Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unsinnige Andächteley einzuschränken und mehr gesellig zu seyn.

Die Obelisken trugen sehr viel zur Pracht des alten Roms bey. Ich habe schon oben den grossen Sonnenobelisk beschrieben, der auf dem Marsfelde zum Sonnenweiser diente, und alle andern übertraf. Es waren deren viele in der alten

Stadt, die fast alle aus Egypten hieher gebracht waren. Der größte Theil derselben liegt jezt noch unter der Erde. Man ist auch gar nicht begierig, sie aufzufinden, weil man die Kosten der Aufrichtung ausnehmend scheut. Die vier größten, welche das neue Rom zieren, sind alle unter der kurzen Regierung des Pabstes Sixtus V, durch den großen Baumeister Fontana errichtet worden. Sie stehen vor den drey Hauptkirchen, und einer auf dem Plaz del popolo. Außer diesen sieht man noch mehrere von geringerer Größe, als auf dem Platze Navonna, in der Villa Albani, in der Villa Medicis, u. s. w.

Die Grabmäler der alten Römer aber übertrafen an Pracht ihre Bäder, Theater, ja selbst ihre Tempel. Von den drey außerordentlichsten, die Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrians, und der Cäcilia Metella, Gemahlin des Crassus. Vom erstern sind nichts, als einige schlechte Mauern übrig, welche man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehemaligen Zustande dieses Grabmals verschaffen. Es hatte eine Pyramidalform, die in Terrassen abgetheilt war, wo man bis

eben hinauf unter Cypressenbäumen spazieren gehen konnte. Die Farbe dieser Bäume contrastirte sehr angenehm mit den weißen Steinen, woraus das Grabmal erbaut war, und mit den Statuen von Marmor und Erz, die nebst zwey großen Obelisken am Eingange dasselbe zierten.

Das Mausoleum der Cäcilia, das an der Appischen Heerstraße lag, hat weit größere Trümmern, die man in einer Entfernung von vielen italienischen Meilen sehen kann. Es ist nicht von Ziegel erbauet, wie das Coliseum und andre große Denkmäler, sondern von großen Steinen, welche den höchsten Begriff von der alten Bauart geben. Diese Ruinen führen den Namen Capo di bove, und sind einem dicken runden Thurme ähnlich; auch dienten sie im mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, welche das römische Gebiet verwüsteten, zum Befestigungsort. Einige Antiquare behaupten, daß sich ehemals in diesem Grabmal ein künstliches Echo befand, welches einen ganzen Vers Virgils sechsmal sehr deutlich, und noch öfter etwas undeutlich, wiederholen konnte. Man hatte es so angelegt, damit das Geschrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu diesem Geschäfte dung, sich vervielfältigen möchte. Die große und sehr

kostbare Urne, worin sich die Asche der Cäcilia befand, sieht man jezt in dem Hofe des Farnesischen Palastes.

Das Mausoleum des Adrians ist, wie bekannt, die Engelsburg, allein es ist so sehr entstellt, daß man keine Spur der vormaligen Bestimmung davon gewahr wird. Der Baumeister Detrianus hatte es auf Befehl des Kaisers Adrian aufs prächtigste erbaut. Es war mit siebenhundert Statuen gleichsam bedeckt, und oben mit einer ungeheuern Traube von vergoldetem Erzt geziert, die jezt in einem Hofe des Vaticans aufbehalten wird.

Von den übrigen noch in Trümmern vorhandenen Grabmälern sind die beiden folgenden die merkwürdigsten: das obwohl noch streitige Grabmal der Scipionen an der Appischen Heerstraße, und das sogenannte Grabmal der Horazier und Curiazier in Albano. Dieses leztere Mausoleum bestand aus fünf Pyramiden, von denen zwey noch gut erhalten worden sind. Die Meynung, dieses Denkmal sey jenen edlen Streitern geweihet, die für ihr Vaterland fielen, ist von den Alterthumsforschern hinreichend widerlegt worden. Man vermuthet mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß der große Pompejus hier sein Grabmal erhielt,

nachdem dessen Wittwe, Cornelia, seine Asche aus Egypten nach Italien gebracht hatte, und sie, wie Plutarch berichtet, in Albanum beysezte. Die fünf Pyramiden sollten sich nach dieser Auslegung auf die fünf berühmten Siege beziehen, die dieser Feldherr vor seinem ersten Consulat gewann.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuße des palatinischen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ansehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Säulen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerke und prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel sahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieses sonderbaren Gebäudes, auf dem palatinischen Berge, waren im vorigen Jahrhundert noch sieben Stockwerk hoch*), und be-

*) Dieses Urtheil gründet sich auf einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, den ich besitze. Ein grosser Alterthumskenner hat mir jedoch nach der ersten Ausgabe dieses Werks einen andern Kupferstich aus dem sechszehnten Jahrhunderte mitgetheilt, worauf die Ruinen des Septizoniums nur drey Stockwerk

standen aus lauter auf einander gesezten Säulen, die etwas von der Form des Ganzen zeigten; allein jezt ist selbst der alte Standplaz den meisten Antiquaren unbekannt, so wenig wie sie die ehemalige Bestimmung dieses Gebäudes wissen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, ist die Pyramide des Cestus bey dem St. Pauls Thore. Sie ist hundertundzehn Fuß hoch, und jede Seite der Basis sechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieser Römer lebte kurz vor den Zeiten des Augusts, und war nie zu den höchsten Würden des Staats gelangt, und dennoch war sein Grabmal so prächtig; ein Umstand, welcher den ungeheuern Luxus seines Zeitalters beweist. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand sich eine ähnliche Pyramide, die in den barbarischen Zeiten auf Befehl der Päbste abgetragen wurde.

hoch abgebildet sind. Dieses wird durch die Prospekte von Rom, die Hieronymus Cock im Jahre 1550 herausgegeben, bestätigt, wo nur von drey Stockwerken die Rede ist. Nach Cock bestand der untere aus jonischen, der mittlere aus korinthischen, und der obere aus römischen Säulen. Ich lasse daher die Sache unentschieden, ob ich gleich gestehen muß, daß die ältere Abbildung eine größere Glaubwürdigkeit vor sich hat.

Im Jahre 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, das außerordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperson in einem unbekannten Liquor schwimmend; zu den Füßen stand eine brennende Lampe, die aber, nachdem sie an die Luft gebracht wurde, gleich erlosch. Der Leichnam war so frisch, als ob er eben erst hineingelegt worden wäre, indessen erkannte man so viel aus der Inschrift, daß er über 1500 Jahre an diesem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieses der Körper der Tullia, Tochter des Cicero, wäre, die vor ihrem Vater starb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldne Agraffe zusammen gehalten wurden. Dieser Leichnam wurde nach dem Capitolio gebracht, und dem ganzen Volke zur Schau ausgestellt. Da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib seyn müßte, weil er unverwest geblieben war, ließ der Pabst Alexander VI. diese sonderbare Antike in die Tiber werfen *).

*) Diese von mehrern italienischen Geschichtschreibern und Alterthumsforschern erzählte Geschichte wird von manchem bezweifelt. Meine Zweifel sind auch rege geworden; indessen könnte doch wohl etwas davon wahr seyn.

Zu den merkwürdigsten römischen Alterthümern gehören auch noch die Ruinen vom Theater des Marcellus, das 378 Fuß im Durchmesser hatte, und wovon noch die äußern Mauern vorhanden sind; ferner die ansehnlichen Ueberbleibsel der drey Wasserleitungen, des Nero, des Titus Vespasianus, und des Caracalla.

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Petersplaz. Grabmäler über und unter der Erde. Laterankirche. Geschenke Constantins des Großen. Pabst Ganganelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast. Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Springbrunnen. Große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des Bernini.

So prächtig auch das neuere Rom ist, so ist es doch nicht viel besser als ein Dorf in

Vergleich mit dem alten; eine Parallele, die der beobachtende Reisende zur Verringerung seines gegenwärtigen Vergnügens, wenn er sich in dieser außerordentlichen Stadt befindet, nicht ziehen sollte, die er aber dennoch bey jedem Schritte zu machen gleichsam gezwungen wird. Es ist hier die Rede blos von sinnlichen Gegenständen, da alles, was zum moralischen Theile gehört, auch nicht den Schatten eines Vergleichs erlaubt.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del popolo, ehmals Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser sonderbaren Stadt, wie sie jezt ist; Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Plaz del popolo, und thut eine eigene Wirkung. An diesem Orte werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellare nennen. Der Delinquent wird nämlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns die Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Straße il Corso, die zu diesem Platze führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgerade, und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Strassen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Sonnenhitze in einem so warmen Clima schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theile des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimius Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schäzbares Document, wovon große Fragmente auf dem Capitol aufbehalten werden. Diese Bruchstücke wurden im Campo vaccino ausgegraben, und sind in sechs Abtheilungen aufgestellt. Auch die Landstraßen und Brücken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Carossen einander ausweichen.

Dieser enge Raum ist auch an der altrömischen Brücke Ponte mole wahrzunehmen, die von der toscanischen Seite nach Rom führt, und nur eine italienische Meile von der Stadt entfernt ist. Sie wurde vom Aemilius Scaurus erbaut, und Pons Milvius genannt; auch ist sie wegen sehr wichtiger Vorfälle berühmt. Auf dieser Brücke hielt Cicero, nach der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung, die Verschwornen auf, die sich ins Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiser Constantin der Große erhielt auch auf eben dieser Brücke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius. Diese Brücke war der Weg, worauf so viele Helden siegreich nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, worauf so viele Könige gefangen nach Rom geschleppt wurden, worauf die Gesandten so vieler Königreiche und Staaten sich dem Sitze des Reichs näherten, um den Schutz des römischen Volks zu erflehen, um dessen Gunst zu erhalten, oder auch dessen Zorn zu versöhnen.

Ein Reisender, der in manchen großen Residenzstädten innerhalb acht Tagen alles Merkwürdige sehen kann, braucht in Rom wohl vier Monate, um alles Sehenswurdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Ansicht gehören Jahre.

Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen, und ohne die neuern Kunstwerke man von Rom nichts mehr wissen würde. Die Residenz des Pabstes würde wenig zum Glanz der Stadt beygetragen haben, wo anders dieselbe noch in einem ungesunden Orte beybehalten worden wäre. Nur allein die Menge der Künstler, und der Reisenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Ackerbau, ein sehr unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebst einer ungeheuern Menge Mönche machen Rom verhältnißweise zu einer der ärmsten Städte von Europa. Die päbstlichen Einkünfte aus fremden Staaten sind lange nicht so beträchtlich, als man insgemein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürsten unsers Welttheils für Kunstwerke an Rom bezahlen, ist ganz außerordentlich, und erhält allein diese zahlreiche Volksmenge. Die geschickten Künstler aller Art sind durchaus so sehr mit Bestellungen überhäuft, daß oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben, und gar nicht vollendet werden.

Die Peterskirche liegt von dem wohlbewohnten Theile der Stadt sehr entfernt, und überhaupt in dem ärmsten Quartier von Rom, daher auch

alle dahinführende Straßen schlecht sind, und die Wirkung sehr verringern, die dieses Gebäude sonst verursachen würde. Man muß ganz nahe an der Colonnade seyn, um das Ganze zu übersehn. Ungeachtet aller Bewunderung, die der Anblick dieser Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reisende, der beide Städte, Rom und London gesehn, und gesunde Augen gehabt hat, gestehen, daß die Façade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich stärkern Eindruck macht, und weit majestätischer ist. Da diese aber keine so vortheilhafte Lage, keinen Petersplaz, keine Colonnade mit Statuen, keinen Obelisk, noch Springbrunnen hat, und überdem die Engländer keine solchen Gasconier als die neuern Römer sind, so werden der Paulskirche die Lobsprüche sehr sparsam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genug Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preisen. Der große und schöne Plaz dieser leztern, nebst dessen Säulengängen, Statuen, Springbrunnen u. s. w. sind hier sowohl als das Inwendige derselben, blos accessorisch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieses Innere aber ist hier in der That hinreißend, und wird noch durch eine besondere

Reinlichkeit erhöht, die in den hiesigen Kirchen sowohl als Palästen nichts weniger als gebräuchlich ist. Eine Anzahl Leute sind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beschäftigt, zu reinigen und zu putzen, wozu man künstliche Gerüste hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn sie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis obenaus zieren müssen. Dieses ist die gefährlichste Arbeit, die sich nur denken läßt. Man sezt eine Menge Leitern eine auf die andere, und klimmt so in der Luft balancirend die ungeheuern Mauern herauf, und in dieser Schwebung geschieht auch die Anheftung der Tapeten. Diese Leute sind im Sold der Kirche, der sehr gering ist. Oft geschehen auch Unglücksfälle, daher sie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron ist der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgestürzt wurde.

Der große Baumeister Bramante, Lehrer des noch größern Raphaels, machte die ersten Zeichnungen zu diesem Meisterwerk der Baukunst, und legte 1514 den Grund dazu.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt sich am meisten an großen Festtagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalte in Rom dieselbe bey

keiner Feyerlichkeit voll gesehen, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar hat genau die Höhe des Farnesischen Palastes, und dennoch scheint er, wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel, nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe der Excommunication hier herunter steigen, außer am Pfingstmontage, an dem es aber den Mannspersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Clima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte, könnten sehr unheilige Handlungen veranlassen. Die Heiligkeit aber des großen Tempels selbst würde hiebey wohl in keine Betrachtung kommen. Ein offenbarer Beweis davon ist die vortrefliche Statue des della Porta am Grabmal des Pabstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestalt eines jungen und schönen Frauenzimmers vor, das in der wollüstigsten Stellung liegt, und selbst in Marmor fähig gewesen ist, Begierden einzuflößen. Ver-

schiedene scandalöse Auftritte haben verursacht, daß man gewisse Theile dieser Statue mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblicke weggenommen wird; ein Preis, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom sehen kann.

Die Grabmäler zieren diese Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunst in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der Königin Christina von Schweden ist ihre Abschwörung der protestantischen Religion in einem sehr schönen Basrelief vorgestellt. Diese Königin und die Gräfin Mathilda, die Wohlthäterin des päbstlichen Stuhls, sind außer den Päbsten die einzigen, denen man in dieser Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdischen Gewölben, welche den Boden der alten Kirche formirten, sieht man viele Begräbnisse von Päbsten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils armselig. Hier ruhet auch der Leib des vortreflichen Ganganelli, dem man wohl kein besser Denkmal prophezeihen konnte. Daß aber auch sein Vorgänger Rezzonico hier ohne Monument von seinen undankbaren Erben gelassen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom geta-

delt. Unter diesen sind die beiden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminister ist *). In diesen sogenannten heiligen Grüften sieht man viele alte Gemälde, Bildhauerwerke und mosaische Arbeiten, auch fehlt es nicht an Kapellen, wunderthätigen Bildern, und Reliquien aller Arten.

Alle vortrefliche Altargemälde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andre Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derselben kommen die Copien eben dieser Gemälde in mosaischer Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmste Gemälde in Europa, nämlich die Verklärung Christi von Raphael, auf diese Art nachgeahmt, das Original aber in eine Franciscanerkirche gestellt, die auf dem Janiculischen Hügel, dem höchsten in Rom, liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohte diese herrlichen Kunstwerke zu verzehren, und machte daher diese Maaßregeln nothwendig. Dieser Tausch ist indessen, wegen der langwierigen Arbeit, ungemein kostbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemälde von Raphael kostet sechstausend

*) Einer derselben ist vor zwey Jahren gestorben.

Scudi. Es ist zu bedauern, daß erst seit Aufstellung desselben die Erfindung gemacht worden ist, die zusammengesezten und kunstmäßig geordneten Steine im Ganzen zu zerschneiden, und auf diese Weise die Gemälde zu vervielfältigen. Die Aehnlichkeit zwischen diesen mosaischen Copien und den Urbildern ist außerordentlich, wenn es geschickte Leute unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier diese Kunst getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beständig zwölf von diesen Künstlern, bezahlt sie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein diese, sondern überhaupt alle, welche diese schöne, aber gewissermaßen brodlose Kunst ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini, aus Urbino, erhabene Mosaik zu machen erfunden, allein bis jezt ist noch kein Gemälde von irgend einiger Bedeutung in dieser Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

Obgleich die Peterskirche alle andre an Pracht übertrifft, so hat doch die Laterankirche den ersten Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarrkirche des Pabsts, als Bischofs von Rom, und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen. Dieß ge-

geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemal, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Palaste des römischen Senators Plautius Lateranus *), den Constantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nachfolger, der heilige Sylvester, weihete dieselbe im Jahre 324 ein, daher wird sie wie die Cathedralkirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peterskirche zugestanden.

Die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche wurde 1080 von Robert Guischard, Fürst von Salerno, einem Normann, verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäude stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ringmauern der Stadt ist.

*) Dieser Lateranus war, nach dem Tacitus, das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdeckung derselben hinrichten ließ, und seine Güter einzog. Vorerwähnter Palast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Constantin den Großen.

Anastasius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Constantin nach erhaltener Taufe dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wassergefäß, welches mehr als dreyhundert Pfund wog; ferner eine porphyrne Säule, an welcher eine goldne funfzig Pfund schwere Lampe hing. Eine silberne Bildsäule Christi von hundertundsiebenzig, eine andere von hundertundvierzig, und noch eine von hundertunddreißig Pfund. Eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber, hundert Pfund schwer. Vier silberne Engel, jeder von hundertundfunfzig, und die zwölf Apostel, jeder von neunzig Pfund. Sieben silberne Hirsche, jeder von achtzig Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Kästchen mit zweyundvierzig Edelsteinen besezt; vier goldene Kronen von zwanzig, eine silberne Kette von vierzig, und vier silberne Altaraufsätze von zweyhundert Pfund. Man versichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldne Lampe von achtzig Pfund, fünfundvierzig silberne Lampen, und vierzig goldene Kelche fügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitz sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV, König von Frankreich, die Abtey Clerac in Guienne, die fünftausend römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist es merkwürdig, daß die Laterankirche unter dem Schutze des römischen Kaisers als Nachfolger Constantins, und des Königs von Frankreich, als des ältesten Sohnes der Kirche, steht, deren beider Wappen auch über der großen Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht; man findet ihn beständig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammelt, um von dem neuen Pabste den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht, so wie in der Peterskirche, von einem Balcon. Hieher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Da Clemens XIII. in

dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postument einer Säule in der Kirche, um desto besser die Procession zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße versezte. Wie wenig konnte sich dieser vortrefliche Mann damals einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscanermönche, der barfuß geht, und einem römischen Pabste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahre hernach als Pabst im größten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die zwölf Apostel in Marmor in colossalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich,

und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch sieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Steine Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich, unter andern außerordentlichen Reliquien, auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Breter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmal die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zu folge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem jüdischen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht', welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundeslade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Ingleichen liest man im zweiten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in eine Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeihte, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte, und versöhnt wäre.

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß, ohne das sehr hohe Postument. Constantin der Große ließ ihn aus Egypten holen, und in den großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über tausend Jahr in dem bey der Kirche erbauten Palaste gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach siebenzig Jahren Rom wieder zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateranpalast so verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Palaste begeben mußte, woselbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Palast auf dem Monte Cavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpalast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung; daher hat man dieß herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Unweit davon steht das Taufgebäude des Kaisers Constantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eu-

ebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein, aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenützt zu lassen.

Zu eben dieser Gruppe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worin sich die heilige Treppe befindet. Diese ist von Marmor, und hat 28 Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Palaste des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und ab gestiegen ist. Sie führt nebst noch vier andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt, als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrifft, die auf den Knien hinaufrutschen; die Steine sind davon auch so abgenutzt worden, daß man sie mit einem hölzernen Futteral hat belegen müssen, dessen Berührung aber für eben so heilig, als das Original gehalten wird. Da der

Ort entlegen ist, so gilt diese Ceremonie für eine kleine Wallfahrt, auch sind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen sich wegen ihrer Sünden oft diese Kirchenbuße auf; andre thun Gelübde, zu bestimmten Zeiten dieses Experiment zu wiederholen, welches sehr mühsam ist, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewisse Gebete hergesagt werden müssen. Es ist nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe heraufzusteigen, daher diejenigen, die sich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen an den Seiten heraufgehen müssen.

Es befinden sich allemal Pilgrime gegenwärtig, die auf diesen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein französischer Offizier mit dieser Verordnung seinen Scherz treiben wollte; er stellte sich unwissend, und stürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl schon ein halbes Dutzend Stufen betreten, als er durch das entsezliche Geschrey der anwesenden Pilgrime verhindert wurde weiter zu steigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwissenheit der Steigungsmethode, dienten ihm zur Entschuldigung, und sezten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Personen sicher, die sich über die Pro-

fanation sehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verloren gewesen.

Die Kirche Maria Magiore ist ebenfalls eine der Hauptkirchen in Rom, wird aber auch wegen ihrer entfernten Lage wenig besucht. Hier sind zwey große Kapellen, die Sixtinische und die Borghesische, welche leztere dem fürstlichen Hause dieses Namens gehört; beide sind ausnehmend prächtig. Die Borghesische hat einen Altar, der mit vier Säulen von orientalischem Jaspis pranget. Vor dieser Kirche steht ein Obelisk, der ehmals das Grabmal des Augusts zierte. Auf der andern Seite sieht man eine hohe und sehr schöne Säule, die zu dem großen Friedenstempel gehörte, jezt aber die Statue der Maria trägt. In der sogenannten Peterskirche in vinculis befindet sich das Grabmal des Pabsts Julius II., das Meisterstück des Michael Angelo, und auch der neuern Bildhauerkunst überhaupt. Große Kunstkenner urtheilen davon, daß es soweit über die besten Bildhauerarbeiten der Neuern erhaben, als es tief unter den herrlichen Kunstwerken der Alten sey, die man im Clementinischen Museo bewundert. Michael Angelo war selbst dieser Meynung in Ansehung der Alten, so viel Künstlerstolz er auch sonst

hatte, und bey seinen außerordentlichen Talenten auch wohl haben konnte.

Die Paulskirche liegt zwar außerhalb der Stadt, allein dennoch gehört sie zu den vornehmsten Kirchen Roms, die man zu gewissen Zeiten pflichtmäßig besuchen muß, um die damit verbundenen Indulgenzen theilhaft zu werden. Die äußere Bauart dieser Kirche hat nicht viel anziehendes, allein die kostbaren Materialien des Innern, als der seltensten Marmorarten, des egyptischen Porphyrs, der Werke in Bronze, u. s. w. machen sie zu einem der prächtigsten Tempel der Welt. Die Achtung der Römer für diese Kirche beruht auf dem Alter derselben, denn sie wurde schon im achten Jahrhundert, auf Befehl des Kaisers Karl des Großen, erbaut. Sie liegt fast eine halbe deutsche Meile von der Stadt, allein dennoch ist die Luft daselbst so höchst ungesund, daß zu gewissen Jahreszeiten selbst die dazu gehörigen Priester und Mönche nicht einmal daselbst wohnen können, sondern sich sodann nach der Stadt verfügen; daher denn dieser Inbegriff von Pracht ganz verlassen steht.

Zu den hier sich auszeichnenden Kirchen gehört eine kleine nahe bey der Stadt gelegene, die den

Namen St. Andrea di Ponte Mole führt, auch insgemein Papa Giulio genannt wird. Der berühmte Baumeister Barozzi, der unter dem Namen Vignole bekannt ist, erbaute diese vortrefliche Kirche ganz im Geschmacke der alten römischen Tempel. Man hält sie für ein Meisterstück der Baukunst, daher alle junge Künstler sie fleißig besuchen. Auch die Kirche der heiligen Constantia ist besonders merkwürdig, weil sie ehmals ein Tempel des Bacchus war. Die Form derselben ist eine Rotunde.

Vor der Porta pia ist die Kirche der heiligen Agnes, wo man am Feste dieser Heiligen die Lämmer einsegnet, aus deren Wolle das Pallium gemacht wird. Gewöhnlich werden zwey von diesen Thieren, mit Blumenkränzen gekrönt, und mit Bändern geziert, auf den hohen Altar gelegt, wobey jedes Lamm auf einem weiß damastenen Kissen ruht, das mit goldenen Tressen besezt ist. Nach der Kirchenbenediction werden sie zum Pabst gebracht, der sie nochmals einsegnet, und hernach an gewisse Klöster zur Pflege übergiebt.

Unter den Palästen kommt keiner in Europa dem Vaticanischen an Größe gleich, ob er aber, wie man behauptet, 12000 Zimmer, große und

kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr, wenn man auch alle abgesonderten Räume und Winkel ohne Ausnahme mitzählen wollte. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Capelle, die Bibliothek, und das Clementinische Museum ersezt. Wenn man hiezu die daran stoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehen, daß dieses der interessanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möblen, aber beständig mit Bewunderern angefüllt. Das herrlichste Gemälde derselben ist die Schule zu Athen, welche die ganze Seitenwand eines Saals einnimmt. Unter den griechischen Weisen sieht man auch das Bild des Bramante, Lehrer des Raphaels, den dieser große Künstler hier unter der Figur eines Philosophen mit dem Winkelmaaß in der Hand dargestellt hat. Die sixtinische und paulinische Kapelle sind beide im Vatican, und würden anderswo geräumige Kirchen vorstellen. In der ersten ist das berühmte Gemälde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente durch

einen deutschen musikalischen Kunstrichter umständlich beschrieben zu werden. Es ist merkwürdig, daß man diese sonderbare Musik nirgends, selbst in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die sixtinische Kapelle dieses Verdienst so ausschließend erhalten hat. Man schreibt es der Bauart zu, allein diese hat nichts äußerlich auszeichnendes. Diese Kapelle ist daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jezt allen Baumeistern ein Räthsel geblieben ist. Die Entzifferung von beiden ist unsern Nachkommen vorbehalten, wenn sie mit den Gesetzen des Schalls bekannter als wir seyn werden.

Die vaticanische Bibliothek ist in Betracht der Anzahl von Büchern nicht so beträchtlich, als man sich vorstellt. Sie besteht nur aus ungefähr 50,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verschlossen sind. Es ist aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher und die Seltenheit vieler Manuscripte diesen Mangel reichlich ersetzen. Zum Unterhalt derselben sind jährlich 3000 Scudi bestimmt. Diejenigen Römer, die diese Büchersammlung wohl kennen, gestehen, daß der wichtigste Theil derselben in den Büchern besteht, die

aus Heidelberg hieher gekommen sind. Indessen werden diese litterarischen Schätze wenig genutzt. Die Bibliothek ist nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatican von dem Theile der Stadt, wo alle einigermaßen distinguirte Leute wohnen, so sehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotne Bücher zu lesen, muß man schriftliche Erlaubniß haben, und diese wird durch eine Bittschrift bewirkt, worin vorgegeben wird, daß man sich geschickt machen wolle, sie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, erhielt auch diese Erlaubniß, alle verbotnen Schriften zu lesen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen wurden, die so sehr durch den Inhalt von einander unterschieden sind, daß man sich über diese Verbindung wundern muß. Sie waren: Montesquieu's Geist der Gesetze, die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltaire's Mädchen von Orleans.

Da die Italiener die Wissenschaften wenig schätzen, und sie allenthalben den Künsten unterordnen, so sehen auch ihre Bibliotheken eher Kunstgallerien, als Büchersälen ähnlich. Gemälde, Statuen, Büsten u. s. w. nehmen den besten Plaz

ein. Dieses ist auch hier im Vatican der Fall, wo man in den schönsten Sälen der Bibliothek alles, nur keine Bücher sieht. Diesen hat man ihren Plaz in den Seitenzimmern angewiesen. Ein kleines, aber sehr schönes Kabinet hat Mengs durch seinen Pinsel verschönert.

Der kürzlich verstorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieser berühmten Büchersammlung; jezt hat diese Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wissenschaften eifrig liebender Mann, der selbst eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchst selten ist, auch eine Naturaliensammlung besitzt. Er hat sich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiener Ehre macht. Es erschien während dem lezten Conclave ein Drama, unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein so freyes Pasquill, wie dieses, war vielleicht nie in Rom erschienen; es wurde mehr verschlungen als gelesen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Personen abgefaßt war. Nicht allein die Charaktere, Leidenschaften und Privatabsichten, sondern auch die jedem eigenthümliche Art sich auszudrücken, kurz alles war darin sorg-

fältig beobachtet. Der Verfasser wurde bekannt, eingezogen, und ungeachtet der Protection der ihm wohlwollenden Kardinäle, die edle Rollen in diesem Drama gespielt hatten, sollte er zum Tode verurtheilt werden; allein der Kardinal Zelada, dessen Rolle die abscheulichste war, hob die Klage auf, und rettete ihn.

Die herrlichste aller dieser Zierden des Vaticans aber ist das Clementinische Museum, diese nie genug zu preisende Antikensammlung, die alle in der Welt vorhandenen weit hinter sich läßt. Sie dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabst folgt hierin seinen Fußtapfen, und sammelt mit großem Eifer. Da dieser bekannt ist, so strömen ihm gleichsam Geschenke von Antiken aus allen Städten und Klöstern seines Gebiets zu. Diese Vermehrung geschieht in einem solchen Grade, daß man sie bald nicht schicklich in dem dazu bestimmten Gebäude wird ordnen können. Die Nothwendigkeit, solche Kunstwerke gehörig aufzustellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweise aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protection hatte; er wurde also verworfen, und der schlechte Plan eines Italieners

dafür

dafür angenommen, nach welchem alles geschmack=los gebaut ist, wozu noch der enge Raum kommt, so wenig es auch in dem großen Vatican an Platze fehlt. Hier ist der Apollo, der Laokoon, die Bildsäule des Antinous, und der Torso. Dieses lezte ist ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel besser als ein Block; indessen wird er von den Kunstkennern, wegen der genauen Nachahmung der Natur, ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er sich in seiner Begeisterung ein Ideal von dem fehlenden Kopfe, Aermen und Beinen schuf. So sehr auch der Laokoon angestaunt wird, so erklären sich doch die meisten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu seyn scheint. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß diese Bildsäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunstkenner, den ich auf meinen langen Reisen sah, der alle Künste mit einem tiefen Blicke und dem feinsten Geschmacke durchforscht hatte, behauptete, daß von den vorhandenen Werken aller Künste, jedes Volks und Zeitalters, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen, der Apollo das vollkommenste sey. Indessen beweisen einige, obgleich sehr unbedeu=

tende Fehler, daß man selbst dieses so herrliche griechische Kunstwerk doch nicht ganz vollkommen nennen könne. Dieses Museum wurde 1780 mit den neun Musen bereichert, die man aus Tivoli dahin gebracht hatte. Sie haben Lebensgröße, und einige davon sind ganz vortreflich. Um diese Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man sie bey Fackeln besehn. Die Wirkung dieses Scheins ist außerordentlich, und man wird durch das Abstechende von Licht und Schatten Schönheiten gewahr, welche das schärfste Kennerauge bey Tage vergebens suchen würde.

Je mehr man die Kunstwerke der Griechen betrachtet, und dieses in so vieler Rücksicht große Volk näher kennen lernt, je mehr muß man erstaunen. Sie vereinigten das Feuer der Italiener mit der Geduld der Holländer, und nur bey ihnen findet man die erhabensten Ideen in Werken aufgestellt, die mit der größten Genauigkeit bearbeitet worden sind; eine Aufmerksamkeit, welche das Genie nur zu oft aus den Augen sezt. Dieser Vereinigung also von Genie, Geschmack und Geduld, hatten die Griechen ihre anerkannte Superiorität in den Künsten über alle Völker der Erde zu verdanken; daher ist, auch nach dem ein-

stimmigen Urtheile der aufgeklärtesten Nationen, ein Werk nach dem Maaß mehr oder weniger vollkommen, als es sich diesen großen Mustern nähert, oder sich von denselben entfernt. Mit Einem Worte, es ist griechische Art und Kunst, die man nachahmen muß. Wenn man den Ursachen dieser Superiorität der Griechen über alle andere Nationen sowohl der Vorwelt als aller folgenden Jahrhunderte nachforschet, so findet man sie in dem Zusammenflusse sehr günstiger Umstände. Ihre Regierungsformen trugen nicht wenig dazu bey, weil die Freyheit daselbst herrschte; ihr Land war voll großer Männer, und ihre Geschichte voll großer Thaten; ihre Religion beförderte auch die Künste, denn sie war ganz poetisch, und bot auf die außerordentlichste Weise der Malerey, der Bildhauerey und andern Künsten die Hand. Jedermann weiß, wie viel Beschützer die Künste in diesem Lande hatten, das auch eben so sehr durch das sanfte Clima begünstigt wurde. Die Natur war hier schön, und die Menschen ausnehmend wohl organisirt. Alles dieses vereinigt erzeugte ein bewundernswürdiges Volk, und Werke für die Ewigkeit.

Der Palast Monte Cavallo auf dem Quirinalischen Berge, ist eigentlich jezt die Residenz der Päbste, obgleich Pius VI. mit dem vaticanischen wechselt. Der Zugang zu diesem Palaste hat viel Großes. Hier stehen auch die berühmten colossalischen Gruppen von Marmor, die dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten so viel Disputirstoff gegeben haben. Constantin der Große ließ sie aus Egypten holen, um seine Bäder damit zu zieren. Diese Gruppen standen bisher in einer Linie, und zu nahe an einander, wodurch denn die große Wirkung etwas geschwächt wurde. Nach einem kürzlich entworfenen Plane kommen sie nun gegen einander über zu stehen, so daß die eine nach dem Orient, die andre aber nach dem Occident gerichtet seyn wird. Der Baumeister Antenori hat diese Umstellung im Jahre 1784 unternommen. Die Hauptabsicht dabey war, einen schönen Plaz für den Obelisk zu finden, den man vor einiger Zeit unter dem Hospital des heiligen Rochus ausgegraben hat, und dessen Standort zwischen diesen vortreflichen Gruppen bestimmt ist, wenn anders der Geldvorrath der apostolischen Kammer diese kostbare Unternehmung verstatten wird.

Der Farnesische Palast wird für den schönsten in Rom gehalten, und ist ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545 nach dem Modell des Theaters des Marcellus erbaute. Die Steine dazu wurden aus dem damals von innen noch wenig zertrümmerten Coliseo genommen. In diesem Palaste befindet sich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunst ihres Pinsels erschöpft haben. Im Hofe desselben sieht man den so vortreflichen Farnesischen Herkules, ein Werk des Atheniensers Glyceon, eine bewunderungswürdige Flora, und die Urne der Cäcilia Metella, worin ihre Asche in dem großen Mausoleo an der Via Appia aufbewahrt wurde. Alle diese herrlichen Kunstwerke stehen der Witterung aller Jahreszeiten blosgestellt. Zu diesem Palaste gehört auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farnesische Stier bekannt ist. Diese Gruppe, unstreitig die größte marmorne in der Welt, besteht aus einem Stier, fünf Menschen und einem Hunde. Man behauptet, sie sey aus einem einzigen Stücke gehauen. Die Künstler waren Apollonius und Tauriscus, beide Rhodiser. Plinius giebt im 36sten Buche seiner Naturgeschichte von dieser außerordentlichen Gruppe Nachricht

sie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der sie aus Rhodis hatte nach Rom bringen lassen. Man hat eine schlechte breterne Hütte über dieselbe errichtet, wo die Figuren aber wegen Mangel an Licht gar nicht mit Vortheil betrachtet werden können. Indessen ist die Hütte zweckmäßig, nicht sowohl um die Gruppe zu beschirmen, sondern wegen dem Trinkgelde, das für das Anschauen derselben entrichtet werden muß.

Dieser schöne Palast gehört jezt dem Könige von Neapel, dem er durch die Farnesische Erbschaft mit allen Seltenheiten zugefallen ist.

Wie sehr muß hiebey ein jeder Deutscher bedauern, daß diese für die Künste so überaus wichtige Farnesische Erbschaft, deren Besitznehmung in unsern Tagen geschah, ganz für Deutschland verloren gegangen ist, da das kaiserliche Haus Miterbe dieser unschätzbaren Verlassenschaft war. Wir würden sodann in unserm Vaterlande eine Kunstsammlung haben, die außer Italien nicht zu finden ist. Es ist unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man diese Kunstwerke angesehn hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künsten wiederhallet, und wo sie von der Pracht großer Höfe unzertrennlich sind. Es würde bey der Theilung

der Erbschaft dem kaiserlichen Hofe nur einen Federstrich gekostet haben, so könnte man jezt in Wien die herrlichsten Kunstwerke bewundern und studieren, die man nun für keine Summen erstehen kann, und welche damals so leicht zu erhalten waren. Man wollte aber Deutschland mit diesen Schätzen nicht bereichern, sondern war so großmüthig, sie dem Hofe von Neapel zu überlassen, wo leider für Kunstwerke am allerwenigsten gesorgt wird.

Dasjenige von Kunstwerken, was sich noch in diesem Palaste befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächsten Conclave nach Neapel geschafft werden. Dieses ist kein Geheimniß, denn der Ort ist schon bestimmt, wo der Farnesische Herkules hingestellt werden soll. Gewöhnlich wartet man eine solche Vacanz ab, um der päbstlichen Verstellungen überhoben zu seyn, die bey so einem Verlust nicht gespart werden. Der jetzige Großherzog von Toscana bediente sich auch einer solchen Gelegenheit, um die kostbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu lassen, da sie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Palast Medicis gewesen war. Die Farnesische Villa liegt gleichfalls in der Stadt, und nimmt den grösten Theil des palatinischen Berges ein;

man sieht hier große Cypressenalleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Palaste. Da aber der König von Neapel Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alten römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schutthaufen darstellen.

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzoge von Toscana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spaziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt; man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum Spazierengehn zu gebrauchen. Die angesehenen Bürgerfamilien folgen diesem Beyspiele, und überlassen diesen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage desselben ist sehr reizend; man übersieht ganz Rom, und obgleich die Natur in diesem Garten, wie in Italien gewöhnlich, vernachläßigt wird, so ist doch in Ansehung der Kunst nichts unterlassen worden, ihn zu verschönern. Eine große Anzahl antiker Bildsäulen, ein egyptischer

Obelisk, Springbrunnen, u. s. w. zieren diesen Lustort. Auch sind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieses Gartens aber war die Gruppe der Niobe, die der Großherzog, wie oben gesagt worden ist, hat nach Florenz bringen lassen, wo sie einen großen Saal verschönern wird, anstatt daß sie in der Villa ganz der Witterung blosgestellt war. Die mediceische Venus war auch hier, wurde aber schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieser Villa vermittelst der prächtigen Treppe al monte di Trinita, die aus hundertundfünfundsiebenzig Marmorstufen besteht, einen außerordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Einen der prächtigsten Paläste in Rom besitzt der Fürst Borghese, der unstreitig der reichste Römer ist. Er hat jährlich 150,000 römische Scudi*) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche

*) Ein römischer Scudo ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

ist, als auch weil dieser Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuern prachtvollen Paläste; die überaus kostbaren Gemälde- und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich besoldete Hofkavaliers sind, die nichts thun, als die Honneurs machen; nebst den Privilegien der römischen Fürsten, deren Wohnörter Freyheiten genießen, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Paläste erstrecken; alles dieß vereinigt, zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borghese hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) dreyundachtzig Carossen und andre Fuhrwerke. Die Bildergallerie in seinem Palast ist königlich, und enthält über 1700 Gemälde; seine Antikensammlung übertrifft alle in Europa, selbst die florentinische; nur das Clementinische Museum allein ausgenommen. Der Palast selbst ist bewunderungswürdig. Man zählt in demselben zweyundsiebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfassungen von Alabaster, und im Hofe stehen hundert Granitsäulen. Die Zimmer sind sehr prächtig möblirt, und Lapis Lazuli und Porphyr darin verschwendet. Auch sieht man hier ein Grab

von Porphyr; ein Stück von so außerordentlicher Größe, daß man es für das einzige seiner Art hält. Indessen ist es merkwürdig, daß weder bey dieser großen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bildergallerie, noch überhaupt in ganz Rom, ein Gemälde von Corregio zu finden ist. Bey meinem Aufenthalte in dieser Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieses großen Malers nach Rom, und bot sie für zweytausend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen. Selbst der Ehrgeiz, der Besitzer eines in Rom einzigen Werks zu seyn, war ohne Wirkung. Borghese antwortete, daß er genug Gemälde habe, und sie nicht vermehren wolle.

Es ist für die Künste zu bedauern, daß dieser Fürst so geschmacklos wie irgend einer von den Großen in Rom ist, welches in der That viel sagen will; denn seine großen Reichthümer, und sein Hang zur Pracht, könnten außerordentliche Dinge bewirken. Man arbeitet jezt sehr eifrig, dem Palaste in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein auch mit

modernen Zierrathen und Vergoldungen à la Françaiſe gepaart, woraus ein groteskes Ganze entſtehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verſchwendet. In dieſem Palaſte, deſſen Außenſeite ganz mit antiken Basreliefs bedeckt iſt, befindet ſich die herrliche Antikenſammlung, wovon ſich ſo viele Stücke auszeichnen. Hier iſt der borgheſiſche Fechter; der in den Gärten des Salluſtius gefundene Hermaphrodit, (einen andern, dieſem ſehr ähnlich, ſieht man im Borgheſiſchen Palaſte in der Stadt); die Bildſäule Silens; der ſterbende Seneca, oder vielmehr ein Sklave im Bade; Amor und Pſyche von Bernini; und andre auſſerordentliche Werke der Kunſt. Das vortrefliche Basrelief, des ſich in den Abgrund ſtürzenden Curtius, ziert jezt den großen Saal dieſes Palaſts, nachdem es lange Zeit an der Außenſeite befeſtigt, und der Witterung blosgeſtellt geweſen war. Der Umfang dieſer Villa iſt ſehr groß, und mit einer Mauer verſehn, die den Palaſt nebſt andern davon abhangenden Gebäuden, Obſt- Blumen- und Küchengärten, Luſtwäldern, Teichen u. ſ. w. umſchließt. Alles dieſes zuſammen genommen, heißt in Italien eine Villa. Die in Deutſchland ſo ſehr eingeriſſene Wuth, alle fremden Nationen eigen-

thümliche Benennungen zu verdeutschen, gleich viel, ob das deutsche Wort den Begriff halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieses Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg, oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige seynwollende Kunstrichter haben sich erkühnt, den großen Lessing, der, selbst ehe er nach Italien reiste, wahrscheinlich wohl wußte was eine Villa war, zu tadeln, daß er sich in der Emilia Galotti dieser Benennung bedient hat.

Diese Villa Borghese ist den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehen. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und dennoch wird diese Freyheit gar nicht genutzt, ja selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende spazieren zu fahren. Dieses gehört zum hiesigen Ton, und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Mole, allwo man wieder umkehrt, auf einer schmalen Straße zwischen zwey hohen Mauern, die alle Aussicht hemmen; wobey die Kutschenfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für

Staub zu ersticken. Hier gilt wohl die Regel de gustibus — Indessen sorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürst Borghese in der seinigen im Oktobermonat dem römischen Pöbel Belustigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen bestanden, wobey für die Zuschauer, die sich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politisch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu stillen, das ihn wegen seiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geschichte dieser Villa gehört auch, daß sie noch im sechszehnten Jahrhunderte das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein scheußliches Schauspiel darstellte. Die Tochter, ein lediges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, sondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabste, aus dem Hause Borghese, seiner Familie geschenkt. Die Seltenheit des Falls, und die außerordentliche Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verschiedene geschickte Maler damaliger Zeit, sie abzubil-

den, daher man auch noch viele Portraits von dieser Person in Rom findet, die aber nichts als sanfte Züge darstellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani vor der Porta Salara hat zwar nicht so kostbare Kunstwerke als die Borghesische, allein in allem übrigen übertrifft sie nicht allein diese, sondern alle Villas in ganz Italien. Sie ist ganz im antiken Geschmacke gebaut. Die vortrefliche Anlage und die überaus geschmackvolle Vertheilung der Bildsäulen, Büsten, Urnen, Grabmäler, Altäre, Ruinen, Grotten, Fontänen und der zahllosen Basreliefs, der in der Mitte des Gartens stehende egyptische Obelisk, nebst den im griechischen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen diese Villa zu einem wahren Feensitz. Man sieht hier einen Porticus in der Form eines Hemi-Cyclus mit einer prächtigen Balustrade. Dieses herrliche Gebäude, das von den seltensten Marmorarten gleichsam strotzt, zeigt nichts als Antiken, größtentheils aus dem schönen Zeitalter der griechischen Kunst, und ist überdem vollkommen den alten Spaziergängen ähnlich. Dieses war auch die Absicht des Kardinals bey dessen

Errichtung. Nichts fehlt hier als eine bessere Anlage des Gartens, der so wie in ganz Italien sehr vernachläßigt ist. Die Gartenkunst liegt noch in diesem Lande in der Wiege; auch haben die Italiener überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Clima zu Gartenbelustigungen einladet. Die Ursache ist die Trägheit, weil sie sich ungern bewegen. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein auszeichnendes Werk der Kunst anführen könnte. Hätte die Villa Albani diesen Vorzug, so würde es ein vollkommenes Ganze seyn, das aber unterm Monde nicht zu erwarten ist.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutschland, legte diese Villa vor ungefähr vierzig Jahren an. Die Verschönerung derselben wurde bey ihm Leidenschaft. Seine Reichthümer, sein außerordentlicher Einfluß in Staatsgeschäften, und sein vortreflicher Geschmack, alles wurde angewandt, diesen seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Unser großer Winkelmann, dessen Beschützer und Freund er war, wurde hiebey sein Rathgeber und Gehülfe; und so entstand diese

herr-

herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch steht jedes Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochner Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der 1780 hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen lezten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraume war er ein solcher Adept in Conclavenkünsten geworden, daß er die lezten Päbste im eigentlichsten Verstande allein gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft in Rom, als dem sogenannten Deutschen Protektor, aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß, wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wenden sollten; wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalte in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch einige Nächte darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italienischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Complimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuern Gegenstand dem Monarchen anzubieten. Dieser, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurück, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Conclave, dem Gebrauche gemäß, seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: „Es ist Ew. Majestät Degen, der die Kir„che beschützt.“ Joseph versezte: „Es ist aber ge-

„gen die Gesetze des Orts;“ allein der Kardinal erwiederte: „Ein römischer Kaiser ist keinen Ge„setzen unterworfen.“

Die größte von allen Villas in und bey Rom, ist die Villa Pamphili, die jezt dem Hause Doria gehört. Sie liegt eine deutsche Viertelmeile von der Stadt, und hat drey italienische Meilen im Umfange. Sie ist reich an Statuen und Gemälden, hat aber nichts Auszeichnendes als ihre Größe. Ihre Lage ist auch vortreflich, allein sie wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Doria, höchst selten besucht. Dieser Fürst, im Jünglingsalter, lebt nebst seiner jungen Gemahlin beständig in Rom, und Beide finden ihr einziges Vergnügen an der Andächteley: sie wohnen gleichsam in den Kirchen und Hospitälern, wo sie gottselige Werke ausüben; ein Beyspiel, das in Ansehung ihres Alters und Standes vielleicht einzig ist.

Außer den oben erwähnten Palästen, haben die Paläste Barberini, Colonna und Jiustiniani einen vorzüglichen Rang. Der erste ist nach dem Vatican der größte in Rom, und soll 4000 Zimmer, oder eigentlich Behältnisse aller Art, groß und klein, enthalten. Er ist auf den Plaz erbaut, wo ehemals der berühmte Circus der Flora stand.

So beträchtlich auch die Menge und Kostbarkeiten der Kunstwerke in demselben ist, so fehlen doch viele außerordentliche Stücke, die diesen Palast zierten. Keine fürstliche Familie in Rom hat so viele vortreflichen Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehreste davon befindet sich in England. Ein zu großer Aufwand hatte dieses Haus sehr zurückgesezt. Bis zum Ueberfluß mit Kunstkostbarkeiten versehen, fehlte es dieser Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein großer Theil der Kunstwerke gegen Guineen vertauscht wurde. Der Reiz des englischen Goldes drohte Rom mit mehrern Ausleerungen dieser Art, und beunruhigte die Regierung. Es erschien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunstwerke, ohne ausdrückliche Erlaubniß, untersagt wurde. Seitdem ist die Verfügung getroffen, daß, wenn ein Eigenthümer etwas von dieser Art veräußern will, die Regierung dasselbe an sich kauft, und sodann dem Clementinischen Museo einverleibt. In diesem Palast Barberini ist auch eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen steht.

Der Palast Colonna wird vom Connetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigsten Saal in Italien. Diese Familie ist nicht allein die älteste in Rom und Neapel, sondern überhaupt eine der ältesten in Europa, daher sich auch königliche Häuser nicht schämen, sich mit derselben zu verbinden. Der jetzige Connetable ist ein sehr junger Mann. und hat sich kürzlich mit einer Sardinischen Prinzessin vermählt. Seine Einkünfte sind 90,000 römische Scudi. Ihm fällt das Geschäft zu, alle Jahre am Peterstage dem Pabst im Namen des Königs von Neapolis einen weissen Zelter und einen Beutel mit Gold, als Lehnspflicht zu überreichen. Dieses geschieht mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter ist beständig der nämliche, so lange er brauchbar ist; denn dieses Thier, das die Ehre hat, selbst in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu seiner Rolle abgerichtet, weil es so gut wie die Menschen vor dem Pabste die Knie beugen muß.

Im Palast Jiustiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und des Alexander Severus erbaut ist, sieht man die größte Privatsammlung von Antiken, die in Italien ist. Man zählte ehemals über 1900 derselben, die größtentheils unter

den Trümmern der vorbesagten Bäder gefunden worden. Ob diese große Anzahl noch genau die nämliche ist, wie die Besitzer selbst versichern, will ich nicht behaupten, weil ich sie selbst nicht gezählt habe. Indessen ist es falsch, wie einige Reisende vorgegeben haben, daß hievon viele Stücke verkauft wären. Dinge dieser Art können in Rom nicht heimlich geschehen, und am wenigsten in einem Palaste verborgen bleiben, der den ganzen Tag von Menschen besucht wird. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich auf siebenhundert. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Palasts sind mit Verd'antique eingefaßt.

Im Palast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antikensammlung auf dem Capitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser großen Begebenheit vom Blitze berührt wurde.

Die Engelsbrücke ist die schönste in Italien, und gewiß die älteste in Europa. Detrianus, Kaiser Adrians Baumeister, führte sie auf; auch ist sie in der Geschichte genugsam unter dem Namen der Aelianischen Brücke bekannt. Von den römischen Zierrathen sieht man nichts mehr, da-

gegen ist sie mit vielen modernen marmornen Bildsäulen von Engeln und Heiligen geziert, darunter einige von vortreflicher Arbeit sind. Ein sonderbarer Anblick ist es, nicht allein bey dieser Brücke, sondern auch fast in allen Straßen, die schönsten Säulenstücke, oft von Granit, anstatt der Ecksteine im Steinpflaster eingerammt zu sehen. Ich habe dieses sogar in den elendesten Gassen Roms wahrgenommen, wo Säulenstücke mit korinthischen Capitälern gleichsam aus der Erde heraus zu wachsen scheinen.

Zu den auszeichnendsten Gegenständen in Rom gehören auch die Menge der Fontainen, und die große Pracht einiger derselben. Der Anblick dieser Springbrunnen ist besonders in den heißen Sommertagen sehr angenehm. So groß aber deren Menge auch ist, so sind die Römer dadurch doch nicht zur Reinlichkeit vermocht worden, da die Straßen eben sowohl, wie die Paläste und öffentlichen Gebäude, überaus schmuzig sind. Unter den Springbrunnen sind die Fontaine von Trevi, die große Paulinische, und die prächtigste von allen, diejenige, die den Plaz Navonna ziert, die vorzüglichsten. Allein die beiden erstern haben eine nachtheilige Lage. Die von Trevi hat einen gros-

sen Umfang, und ist sehr auffallend. Sie stellt die Grotte des Neptuns vor, wo man diesen Gott, von Tritonen und Najaden umgeben, in seinem festlichen Aufzuge sieht; sie liegt aber in einem Winkel, wodurch die Wirkung sehr verringert wird. Die Paulinische hingegen ist auf dem janiculischen Berge angebracht, der fast unbewohnt und sehr abgelegen ist. Diese Fontaine, die einen Theil von Rom mit Wasser versorgt, wurde vom Pabst Paulus V. angelegt. Sie stellt einen Triumphbogen vor, aus welchem das Wasser durch drey große Oefnungen hervorströmt, und giebt einen sehr prächtigen Anblick.

Das außerordentlichste dieser Art aber ist die große Fontaine auf dem Platze Navonna, das Meisterstück des berühmten Bernini. Sie stellt einen gewölbten Felsen vor, aus welchem das Wasser herausstürzt; um denselben sieht man die vier Flüsse, die Donau, den Ganges, den Nil, und den Rio della Plata unter colossalischen Figuren vorgestellt. Auf dem Felsen steht ein egyptischer Obelisk mit Hieroglyphen, der ohne seine Basis zweyundfunfzig Fuß hoch, und noch überdem mit einer Spitze von vergoldetem Bronze geziert ist, auf welcher man ein Kreuz und eine Taube befe-

stigt hat. Dieser Obelisk wurde im Circus des Caracalla gefunden.

Das Ganze dieses prächtigen Springbrunnens flößt die höchste Bewunderung ein. Man hatte viele Entwürfe dazu gemacht, die aber alle verworfen wurden. Alle Künstler gaben Risse ein, nur Bernini allein, der bey dem Pabst in Ungnade war, wurde davon ausgeschlossen. Ein ihn beschützender Kardinal aber legte den sinnreichen Entwurf, der jezt so vortreflich ausgeführt da steht, unter einem fremden Namen dem Pabste vor. Er gefiel sehr; der Künstler wurde begnadigt, und ihm das Werk übertragen. Unzählige Hindernisse wurden ihm in den Weg gelegt, die er aber alle überwand. Das größte war, das dazu nöthige Wasser zu verschaffen. Hieran verzweifelten selbst seine Freunde. Der Tag erschien, an welchem der Pabst das vollendete Werk in Augenschein nehmen wollte; noch war es bedeckt, damit der heilige Vater es zuerst sähe. Er war sehr zufrieden, und äußerte blos seine Zweifel wegen des Wassers, da er sowohl als ganz Rom nicht wußte, wie weit der Künstler in dieser unterirdischen Arbeit gekommen war. Er hatte schon wieder seinen Siz in der Kutsche genommen, als auf ein gegebenes Signal

die Decke herabfiel, und mit einem gewaltigen Knall sich alle Mündungen öfneten. Das Wasser strömte von allen Seiten den erstaunten Zuschauern entgegen. Der Pabst stieg aus der Kutsche, dem Bernini zu danken, und umarmte ihn vor den Augen des ganzen Volks. Dieser Plaz Navonna war ehmals ein Circus, den Alexander Severus erbaut hatte. Die Größe und Form desselben sind genau beybehalten worden. Nach dem Petersplaz ist er der größte in Rom, ist aber mehrentheils mit schlechten Gebäuden umgeben, und dient zum Trödelmarkt für die Juden und Antiquare der niedrigsten Klasse.

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Modell der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Mengs. Vollständige Sammlung von Formen antiker Kunstwerke. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Festtag zu Ehren des Herzens Jesu. Päbstliche Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehemalige Verfassung, politische Maaßregeln und Grundsätze. Der Jesuiten General Ricci. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Kotzka.

Deutschland hat die Ehre, selbst in Rom, an der Quelle der Künste, die vornehmsten Künstler zu haben. Der beste Porträtmaler nach Battoni, der beste Landschaftsmaler, der beste Bildhauer, und der beste Steinschneider in Rom sind Deutsche. Maron, Schwager des berühmten

Mengs, hat durchgehends den Ruf, daß im Porträtmalen, außer Battoni, ihm niemand in Italien gleich kommt. Da er seine Talente und seine Vortheile wohl kennt, so begnügt er sich hierin vortreflich zu seyn, und beschäftigt sich mit keinen andern Fächern der Kunst. Hakert, ein Brandenburger, ist der vornehmste Landschaftsmaler in Rom, obgleich Moore, ein junger Engländer, sich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig streitig machen möchte. Durch die Empfehlung seines Landsmanns Reiffenstein, der sich jezt in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hakert von der russischen Kaiserin den für ihn so glücklichen Auftrag, die russischen Siege des lezten Türkenkrieges zu malen. Er befriedigte die Monarchin durch seine Arbeit, gründete seinen Ruhm, und ward von dieser großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler sich so auszeichnet, außerordentlich belohnt; so daß er jezt im Ueberfluße lebt.

So sehr sind die Römer in der Bildhauerkunst gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schaffhausen, von allen Kennern jezt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieser Künstler, der schon in Deutschland durch

ein Kunstwerk in Gyps bekannt ist, das er dem Könige von Preußen nach dem bayerschen Kriege zuschickte, hat einen unglaublichen Enthusiasmus für seine Kunst, ohne welchen wohl kein Künstler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, dessen Liebling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm, diese seine Kunst aufzugeben. Unter dieser Bedingung erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verlust der Liebe seines Onkels, nebst allen damit verbundenen Hofnungen, und eine, wenigstens damals nicht zweifelhafte Dürftigkeit, war im gegengesezten Fall sein Loos. Er wählte ohne Bedenken das leztere, ging nach Rom, studierte, hungerte, ertrug alles, erwarb sich endlich Brod, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, seine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen.

Der beste, oder vielmehr einzige Steinschneider in Rom, ist ein Deutscher, Namens Pikler. Es ist merkwürdig, daß diese Steinschneiderey die einzige von allen Künsten war, worin es die Römer den Griechen gleich thaten, wie man aus den noch vorhandenen Gemmen sehen kann. Die Alten brachten es in dieser Kunst so weit, daß die

besten Werke der Neuern keinen Vergleich aushalten.

Rom besitzt indessen einen außerordentlich geschickten Goldschmidt, Namens Luodovigi, der sich durch die seltensten Arbeiten berühmt gemacht hat. Er hat unter andern die Kühnheit gehabt, eine Abbildung der trajanischen Säule zu verfertigen, die, wie er mich versicherte, eine Arbeit von zwanzig Jahren gewesen ist. Diese Säule steht auf einem drey Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist sechs Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Höhlung befinden, und will nur vom Wesentlichen reden. Alle Figuren und Gegenstände, die dieses herrliche Denkmal enthält, ohne Ausnahme, sieht man auf das genaueste in diesem Modell im Kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden ist. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begriff von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können.

Hiezu waren von der Säule selbst genommene Gipsmodelle nöthig, und diese befinden sich hier in dem Palaste der französischen Akademie. Es war unter Ludwig XIV, daß diese Unternehmung, die sehr ansehnliche Summen erfoderte, auf königliche Kosten ausgeführt wurde. Dieses kleine Modell ist, ohne die kostbaren Materien zu rechnen, deswegen sehr schätzbar, weil man das Ganze gleichsam mit einemmale übersehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Diese Arbeit macht Herrn Luodovigi Ehre, der ein wahres Kunstgenie besitzt, und sich durch seine vortreflichen Werke außerordentlichen Ruhm und großes Vermögen erworben hat. Er beschäftigt beständig eine Menge Künstler aller Arten, ist unerschöpflich an Erfindungen, und führt die kühnsten Entwürfe aus. Im Jahre 1776 verfertigte er für einen französischen Prinzen einen silbernen Aufsatz, der einen römischen Circus vorstellte; der Circus des Caracalla, dessen äußere Form noch vollkommen erhalten worden ist, diente zum Muster; die besten Antiquare standen ihm mit ihrem Rathe bey, und so entstand ein Werk, wovon alle, die es gesehn haben, mit Bewunderung sprechen. Der Pabst hat ihn zum Ritter gemacht, und be-

sucht ihn bisweilen; eine Ehre, die hier in der Stadt weder Fürsten noch Kardinälen wiederfährt. Der Ritter foderte für sein Kunstwerk sechstausend Zechinen. Er behielt es nach vollendeter Arbeit noch vier Jahre, da es denn endlich der jetzige Churfürst von Pfalz-Bayern gekauft hat, so daß man es nunmehr in München bewundern kann.

Die Verdienste eines Fremden in der Kunst müssen sich besonders auszeichnen, wenn sie in Rom gehörig geschätzt werden sollen. Die Ursache ist sowohl dem Neide der Römer, als auch den vortreflichen Kunstwerken zuzuschreiben, die man hier beständig vor Augen sieht, und einen großen Kunstmaasstab darbieten. Dieser zu gewissen Urtheilen so nöthige Maasstab ist kein Werk des Genies, noch der Gelehrsamkeit, ja weder Zeit noch Erfahrung können ihn verschaffen. Nur der Anblick sehr mannichfaltiger Gegenstände, und günstige Zufälle, nebst einer Dosis von Geschmack, Einbildungskraft, und Verstand, sind dazu erfoderlich. Er ist Reisenden besonders unentbehrlich, denn nur er allein muß ihre Beobachtungen leiten, und ohne Rücksicht auf den Ruf der Gegenstände die Achtung für dieselben bestimmen. Mit diesem Maasstab in der Hand, wird die Bewunderung

oft

oft erhöht, allein noch öfterer herabgestimmt. Man findet daher fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; da hingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewunderungswürdige Talente zeigen. Dieses ereignete sich bey meinem Aufenthalte allhier. Ein junger Maler, Namens Bittner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hatte nach einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich auszeichneten, einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn machte, und viele Künstler in Verzweiflung sezte. Das Vortrefliche des Gemäldes bestand in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vielleicht nie ein Maler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstlichen Einkünfte größtentheils auf Formen und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus blos zur Aufstellung derselben miethen mußte.

Auf den Verkauf dieser Sammlung, der einzigen ihrer Art, wegen der Genauigkeit der Copien, und der Vollständigkeit, hatte seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie ihre einzige Hofnung gesezt *). Mengs liebte seine Kunst mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundsaz war, daß ein Maler mit dem Pinsel in der Hand sterben müßte; daher er auch den seltsamen Einfall bekam, da er bereits sehr krank und schwach war, im Bette zu malen, wobey sein kraftloser Arm gestüzt werden mußte. Sein Patriotismus war so sehr erloschen, daß er höchst ungern deutsch sprach. Selbst mit deutschen Künstlern, die kein Wort italienisch verstanden, affektirte er nichts als diese Sprache zu reden. Er beklagte sich oft bitterlich über seine Nation, die ihn ganz ohne Unterstüzung gelassen und gezwungen hatte, unter einem fremden Himmel sein Glück zu suchen. In diese Klagelieder stimmte sein vortreflicher Freund Winkelmann mit ein, der vielleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen gestorben wäre, hätte er nicht

*) Der Churfürst von Sachsen hat sie nachher an sich gekauft. Diese herrlichen Muster befinden sich nun seit einigen Jahren in Dresden, wo sie im ehmalig Brühlschen Gartengebäude zwar hingeklozt, allein noch nicht aufgestellt sind.

den Entschluß gefaßt, ein für seine großen Söhne undankbares Vaterland zu verlassen, und seinen bewunderungswürdigen Scharfsinn und seine ausgebreiteten Kenntnisse in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Es ist merkwürdig, daß man fast nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutschland wohnhaft findet, so sehr sich auch die deutschen Fürsten bemühen, durch Belohnungen aller Art sie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in so vielen Ländern anerkannte große Männer deutscher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von diesen würde auffallend seyn.

Voltaire, d'Argens und Maupertuis machen hierin nur eine scheinbare Ausnahme. Jedermann weiß, daß sie als Freunde des gekrönten Philosophen angesehn wurden, ein Titel, der allzuselten ist, und daher hindert, sie hier als Beyspiele anzuführen. Metastasio, der vor vier Jahren starb, ist das einzige Beyspiel eines großen Ausländers, der sich in unsern Tagen an Deutschland fesseln ließ. Hirzu waren aber auch außerordentliche Besoldungen und Geschenke nöthig, die ihn nach dem Tode Voltairs zum reichsten Dichter in Europa gemacht hatten. Wenn übrigens ein De-

nina, oder andere Gelehrte dieser Art noch jezt aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweist dieses nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schäzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Capitol ihre Versammlungen. Man hat auch nöthig gefunden, ihr einen Schutzheiligen zu geben, so entbehrlich auch ein solcher Patron für die Künste ist. Der heilige Lukas hat hier diese Ehre. Bey der Association der Ideen, Künste, Akademie, Rom und Capitol, denkt man sich etwas außerordentliches, allein man betrügt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Maler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder derselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung, und alle ersinnliche Ränke bey Austheilung der Preise, veranlassen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches, die nichtswürdigsten Sudeleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hintan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Mengs, ist jezt einer von den Direktoren der Akademie. Dieser Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten

Maler in Italien erkannt wird, hatte vom Könige von Preußen schon seit acht Jahren den Auftrag zu einem Gemälde, dessen Süjet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn sollte, das schon von le Brun so vortreflich ausgeführt worden ist. In dieser langen Zeit aber hatte Battoni noch keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Porträts findet, die zu Duzenden, besonders von reisenden Engländern, bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenig Stunden. Der Preis ist für einen Kopf sechzig Zechinen; erstreckt sich die Abbildung bis zum Untertheile des Leibes, so werden hundert, und für den ganzen Körper zweyhundert Zechinen bezahlt.

Der Charakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem siebenzigjährigen Alter, und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern; dennoch führt er seine Haushaltung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markte eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tages Anbruch. Er steht Sommer und Winter um vier Uhr auf, und begiebt sich

sodann in zwey verschiedene Kirchen, um zwey Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wahlfahrt geht er auf den Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jezt für die beste Sängerin in Italien gehalten, die aber nie ein Theater betreten hat, sondern nur in Privatkonzerten singt. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren; wie er denn selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemälde voller Fehler gegen das Costume sind. Sein Charakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogenheit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft, nach seinem Tode zu darben. Folgender Vorfall trug sich bey meinem Aufenthalte zu: Ein Handwerksmann besaß ein Gemälde von Carl Maratti; durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mäcenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Oekonom handeln zu kön-

hen. Der Dürftige foderte für sein Gemälde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm sein Schicksal mit thränenden Augen, und überläßt seinen Schaz nebst dem Preis seiner Willkühr. Der Künstler besieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protektor von Frankreich *) glaubte dem Gerüchte durch den wirklichen Besitz des Gemäldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni erkaufen. Dieser sonderbare Mann aber ließ dem Kardinal zur Antwort sagen, das Gemälde stände ihm zu Diensten, allein Se. Eminenz, als ein Kunstkenner, würden selbst beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Maler, wie Carl Ma-

*) Den Lesern, denen die Etikette des römischen Hofes unbekannt ist, und folglich der Protector-Titel auffallend seyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholische Länder ihren Protector in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal ist. Der Protector von Deutschland war viele Jahre lang der verstorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man sie durchaus Protector von N. N. nennt, so mäßigen sie doch diesen Titel aus Bescheidenheit, und schreiben sich blos: Beschützer der Kirche in ꝛꝛ. Da dieser Schutz in unsern Tagen sehr unbedeutend ist, so möchte hier wohl das Wort Etikette an seiner Stelle seyn.

ratti, für ein Dutzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Hiezu hatte der französische Anakreon keine Lust. Battoni erhielt damals von der Königin von Portugal den Auftrag, zu einer in Lissabon neu erbauten Kirche das große Altarblatt zu malen. Das Süjet war etwas seltsam, nämlich die Verehrung des Herzens Jesu. Hiervor wurden ihm dreytausend Zechinen zugestanden, wovon man die Hälfte gleich voraus zahlte.

Man kann keinen Schritt in Rom thun, ohne zu bedauern, daß die großen Meister dieser schönen Kunst so oft ihr Talent an die gräßlichen Gegenstände der Martyrologie haben verschwenden müssen. Solche Gemälde dienen blos, die Seele mit schwarzen Ideen anzufüllen, und den Fanatismus aufzumuntern, der allenthalben Unheil angerichtet, und dem gemeinen Besten nachtheilig gewesen ist, wo er noch je geherrscht hat.

Ein auffallender Beweis, wie sehr die Künste in Rom ausarten, ist der neue Bau der Sakristey nach dem elendesten Plane, den je ein Baumeister im achtzehnten Jahrhundert zu einem großen Gebäude entworfen hat. Dieser Steinklumpen ist eine wahre Verspottung der Baukunst, und da er

an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der außerordentliche Contrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmacklosesten Styl; hiezu kommt noch das Verdienst, daß ein Theil der großen Kirche dadurch bedeckt wird. Dieses unwürdige Gebäude kostete schon 1780 viermalhunderttausend Scudi, und obgleich jedermann, selbst der Pabst, damit sehr unzufrieden war, so wurde doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dieß ist das Resultat der Protektionssysteme, die, wenn sie gleich im bürgerlichen Leben von unsern Sitten und unsrer Verfeinerung unzertrennlich sind, doch bey den Künsten nicht Statt finden sollten, sobald es darauf ankommt, Denkmäler zu errichten. Der vornehmste Endzweck dieses Gebäudes war, ein Absteigequartier für die Domherren von St. Peter zu bereiten, die, so wie die übrige feine Welt, in einer großen Entfernung von dieser Kirche wohnen, und an gewissen Festen zweymal des Tages sich daselbst einfinden müssen.

Die berüchtigte Akademie der Arkadier besteht größtentheils aus Sonnettenfabrikanten, die sich versammeln, um einander ihren Unsinn vorzulesen. Nie hat vielleicht eine Societät so außerordentlich schnelle Fortschritte gemacht, als diese. Die An-

zahl ihrer Mitglieder bey der Entstehung war nicht stärker als vierzehn, und in einigen Jahren waren deren schon viele tausende von allen Ständen; selbst Kardinäle, ja Päbste sogar wurden arkadische Schäfer, und nahmen, den Institutionsgesetzen gemäß, arkadische Namen an. Diese Schäferseuche griff so um sich, daß in nicht weniger als achtundfunfzig italienischen Städten ähnliche Akademien errichtet wurden, die sich Colonien des römischen Arkadiens nannten, aber auch alle größtentheils eingegangen sind. Die Mutterakademie hat jedoch ihre Existenz noch erhalten. Diese Gesellschaft, deren Tummelplaz der Palast Corsini ist, den ehemals die Königin Christina von Schweden bewohnt hat, ist recht dazu gemacht, den akademischen Namen herabzuwürdigen. Sie ist die größte Satyre auf die Akademien, da sie in der That so verächtlich ist, als man sich es kaum vorstellen kann. Die meisten hiesigen Gelehrten und Litteraturfreunde von einiger Bedeutung, halten es daher auch für eine Schande, Mitglieder derselben zu seyn, ja viele nehmen es als eine Beleidigung auf, wenn man sie fragt, ob sie zu dieser abderitischen Akademie gehören. Um diese Verachtung nun einigermaßen zu hemmen, so bemühen sich die Ar-

kadier sehr, Fremde anzuwerben, besonders wenn diese einen gewissen Rang haben, und folglich ihr Beytritt bekannt wird. Mit solchen Namen bedecken sie ihre eigene Blöße, und vermehren noch überdem ihre Kasse mit den Receptionsgeldern, die in einigen Zechinen bestehen. Es sind hier noch mehr solche saubere Akademien, die sich nach den Arkadiern gebildet haben. Unter diesen zeichnen sich die Quiriniſten aus; allein da das Muster unter aller Kritik ist, so verdienen diese kaum genannt zu werden. Ich wohnte einst einer Versammlung dieser leztern bey, wo ein fremder Offizier (leider war es ein Deutscher) aufgenommen wurde. Da dieser kein Italienisch verstand, und doch seinen neuen Mitbrüdern gern eine Probe von seinen Kenntnissen geben wollte, so las er eine Rede, über den Nutzen der Geschichte, in französischer Sprache vor. Die Materie sowohl als die Sprache war diesen Sonnettenschmieden gleich fremd, deswegen wurden ihnen die dazu gehörigen Complimente verdolmetscht, wo der Candidat versicherte, daß er sich von jezt an für einen großen Mann hielte, weil er in ihre aus lauter großen Männern bestehende Gesellschaft aufgenommen wäre; ein Lobspruch, der so neu war, daß er die Quiriniſten,

die ihn aus der Verbeugung des Redners entzifferten, ganz aus der Fassung brachte.

Es ist hier hinreichend, einige Sonnetten zusammengeschmiedet zu haben, um für einen Dichter zu gelten; ein Titel, der von dem hohen und niedrigen Pöbel aller Nationen nicht sehr geachtet wird. Die Ehre, den poetischen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas Erhabenes mit sich, daher man auch zu dieser Scene den ehemals so verehrungswürdigen Erdraum erwählt hatte, der jezt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klatscht Europa noch jezt nach zweyhundert Jahren seinen Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Farçe. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallele zwischen Beiden ziehen, leztere beschimpfen hieße *). Das ganze

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man geboren wird!

Verdienst dieser Signora besteht im Improvisiren, wodurch sie gewöhnlich bey Alltagsköpfen Bewunderung erregt: da aber dieses Talent, wovon ich hernach reden werde, von den Römern eben nicht besonders hochgeschätzt wird, so wäre an eine poetische Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache, ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom, durchgesezt hätte. Dieser Kardinal, von dem man versichert, daß er etwas mehr als Freundschaft für die Stegreifreimerin (improvisatrice) empfand, ließ sich durch das Geschrey des Volks nicht von seinem Vorsaz abwendig machen. Der Pabst gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebt jezt zu Florenz.

Die Improvisatoren wählen gewöhnlich den Plaz von Termini, um hier ihre Künste zu zeigen. Dieses versteht sich von den herumziehenden, denn es giebt andere, die nur in Gesellschaften und ohne alle Belohnung improvisiren; zu welcher leztern Klasse denn auch die vorerwähnte Corilla gehört. Gemeiniglich geschieht diese Stegreifreimerey sin-

gend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieser Virtuosen können nicht ohne dieses Instrument ihre Muse in Gang bringen. Die herumziehenden aber müssen sowohl redend als singend, mit und ohne Instrument, geübt seyn, das aufgegebene Thema zu bereimen. Man würde sich irren, wenn man dieses Talent als etwas besonderes ansähe. Der Reichthum der italienischen Dichtersprache, die vielen poetischen Freyheiten, die in derselben erlaubt sind, die große Bekanntschaft selbst gemeiner Leute mit den Meisterwerken des Ariost, des Tasso, des Metastasio, Marino, u. s. w, nebst dem musikalischen Ohre der Italiener, alles dieses vereinigt, verringert die anscheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch sind es mehrentheils ignorante Leute, die diese Kunst treiben, daher finden sie sich in Verlegenheit, wenn man ihnen ein Thema aufgiebt, zu dessen Behandlung Belesenheit gehört; sie führen es aber doch aus, durch Unsinn mit Reimen verbrämt, die, von vorbesagten großen Dichtern entlehnt, durch die Schönheit des Ausdrucks bey Unwissenden Täuschung erzeugen. Die alte römische Geschichte ist gewöhnlich ihr Steckenpferd, weil mit derselben die Improvisatoren ziemlich bekannt sind. Alle große

Begebenheiten des alten Italiens, als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäsars, u. s. w. werden improvisirt, sobald man ihnen die Wahl des Sujets überläßt; und wenn alsdann die Declamation gut ist, so wird der Ausländer, der dieses Schauspiel zum erstenmale sieht, in der That überrascht, und hingerissen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieser Art gesehn, die den außerordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Man stelle sich einen Plaz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die sinnlichste Weise an das große Volk erinnern, das ehemals hier thronte; und nun denke man sich zum Thema: den Abschied des Regulus von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und einer gewissen Beredsamkeit declamirt, und zwar an dem Orte selbst, wo diese große That vor zweytausend Jahren geschah. Der Improvisator, der unter die besten seiner Zunft gehörte, und Anstand besaß, wußte diesen Vortheil vortreflich zu nutzen. Er blickte auf die um ihn her befindlichen Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den lezten Abschied von seinen Verwandten und Freunden, von dem römischen Volk, von den Tempeln und Altären, den Göt-

tern seines Vaterlandes, und endlich vom Capitol; wobey er seine Augen auf den Capitolinischen Hügel heftete. Diese ganze Scene, die wohl ausgeführt wurde, weil unser Mann den Metastasio auswendig wußte, war ein wahres Fest für Herz und Geist. Da dieser Venetianer ein Enthusiast der alten Römer zu seyn schien, gab ich ihm einst das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge besessen hätte? Er entschied natürlich für das neue, und zwar weil es von Christen und dem Pabste bewohnt würde, dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe, und edlen Thaten, doch nur Heiden gewesen wären. Ich habe oft dieses Schauspiel in allen Theilen von Italien gesehn, allein durchaus gefunden, daß diese Improvisatoren eben so unwissend, als von eingeschränktem Verstande wären. Wie tief ist dieses Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den disputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Belesenheit gebildet, und mit Rednergaben versehn.

Derjenige Theil der Stadt, der jenseit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten, jezt Transtevere, wird von Menschen

bewohnt,

bewohnt, die sich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eigenen Charakter ganz besonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römische Blut unvermischt in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwischen ihnen und den andern Römern, noch heut zu Tage sehr selten sind. Die Einwohner dieses Quartiers sind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken, die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuschlagen. Indessen werden sie nicht oft in diese Versuchung gesezt, weil ihre grobe Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieser Region besonders eigen ist, schon abschreckend genug sind. Zu ihrem Charakter gehört auch eine seltene Unerschrockenheit, die bey Männern und Weibern herrscht; daher auch die Messer bey den geringsten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen sich in dieses Quartier sehr ungern, und wenn es Amts halber geschehen muß, so brauchen sie alle nur mögliche Vorsicht. Die Legionen des August hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieser Theil der Stadt, so wie jezt, von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipsius war hier das Quartier der Sänf-

tenträger. Auch sieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viele Juden wohnten.

Dieses unglückliche Volk, deren Anzahl sich hier auf zehntausend beläuft, lebt in Rom in einer wahren Sklaverey; so elend und unreinlich auch die deutschen Judenstädte sind, so werden sie doch weit von der hiesigen übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und ist einer wahren Kloake ähnlich, worin menschenartige Geschöpfe herumkriechen; sie hat Thore, die alle Abende verschlossen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächsten Morgen aus diesem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können sie sich von dieser verhaßten Auszeichnung für eine gewisse Summe loskaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlassen. Da der christliche Handel hier unbedeutend ist, so kann man sich die geringe Wichtigkeit des jüdischen, der so vielen Einschränkungen unterworfen ist, leicht vorstellen; daher giebt es auch hier sehr wenige wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürsten bedienen sich derselben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Besonders wendet der Fürst Borghese dieses Mittel an, seine

Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen großen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, und der Fürst die Gelder.

Ich weiß nicht, wie die Sage entstanden ist, daß diese armen Menschen ungeheure Summen der päbstlichen Kammer geboten hätten, um die Tiber abzuleiten. Ein solcher Antrag ist, wie ich gewiß weiß, nie geschehen; obgleich die Sache selbst längst auf dem Tapet gewesen ist. Es würde nicht an Unternehmern fehlen, da die Wuth zu graben jezt so groß ist, und höchst wahrscheinlich würde man außerordentliche Kunstschätze finden. Seit den Zeiten Sixtus V. ist es ein politischer Grundsaz der Päbste gewesen, die Entdeckung von Alterthümern auf alle nur mögliche Weise zu befördern. Das Tiberprojekt hat daher lange den Regenten am Herzen gelegen, ja sie würden es vielleicht auf eigene Kosten unternommen haben, da der große Gewinn hiebey gewiß nicht zweifelhaft ist; allein wer steht für die Folgen der bösen Dünste an einem schon jezt nicht zu gesunden Orte? Diese Besorgniß ist vielleicht ungegründet, und diesseits der Alpen, wo wir von einer Seuche in Rom nichts zu befürchten haben, ist oft darüber gespottet worden,

aber der größte Freund des Alterthums und der Künste, wenn er billig seyn will, kann es der römischen Regierung nicht verdenken, die größtentheils aus bejahrten Personen besteht, wenn sie diesen Versuch auf gut Glück nicht wagen will.

Wie wenig die böse Luft hier zu verachten sey, beweisen verschiedene Gegenden bey Rom, aus welchen die Einwohner zu gewissen Jahreszeiten flüchten müssen, wie ich schon im vorigen Abschnitte bey Gelegenheit der St. Paulskirche gesagt habe, die doch so nahe bey der Stadt liegt. Die vielen Meräste, stehende Seen, und die überaus große Vernachläßigung der Felder, die hier so elend angebaut werden, sind die wahren Ursachen dieser ungesunden Luft, von welcher die alten Römer nichts wußten. In den Hundstagen, wenn diese am schädlichsten ist, und der böse Wind aus Süden weht, den man hier Sirocco nennt, werden ganz besondre Lebensregeln beobachtet, darunter die vornehmste ist, viel kühlende Feuchtigkeit zu sich zu nehmen, und sich aller starken Getränke zu enthalten. In dieser Zeit ist das Erdreich ganz außerordentlich trocken, und wird nur blos durch den Thau etwas angefeuchtet.

Die pontinischen Sümpfe tragen zu dieser bösen Luft nicht wenig bey. Sie enthalten ungefähr zehn deutsche Quadratmeilen. Das Unternehmen des jetzigen Pabsts, sie auszutrocknen, ist daher sehr beyfallswürdig, obgleich die dazu angewandten Mittel viel zu schwach sind, einem so großen Uebel abzuhelfen. Die geringe Anzahl der Arbeiter, die auf diesen sehr ausgebreiteten Strich Landes ganz dünne gesäet sind, erhalten ein elendes Tagelohn, für welches sie in diesen Sümpfen Tag und Nacht vegetiren müssen. Sie stehen knietief im Wasser, wenn sie arbeiten. Ihre Wohnungen sind ganz isolirte erbärmliche Hütten, wo sie fast nackend wie die Wilden, und bleich wie die Gespenster, von ihrer unglücklichen Arbeit ausruhen. Man kann sich vorstellen, daß sie sich damit eben nicht übereilen, sondern nur alsdann die Arbeitswerkzeuge ergreifen, wenn sie die Aufseher von weitem gewahr werden. Macht der Pabst Anstalt zu einer Sumpfreise, so werden auf einige Wochen mehr Arbeiter angestellt. Dieser gutgemeynte Entwurf ist daher weiter nichts als ein kameralistisches Puppenspiel, dergleichen man so viele sieht, ohne erst in diese Sümpfe kriechen zu dürfen. Nach dem Tode des jetzigen Pabsts

wird wahrscheinlich die Fortsetzung dieser Unternehmung aufgegeben werden, und alle große darauf verwandte Summen dürften wohl vergebens verschwendet seyn.

Dieses Projekt führt mich auf die päbstlichen Einkünfte, von denen man sich so große Begriffe macht; sie betragen nicht volle vier Millionen Scudi, oder zwey Millionen Dukaten. Ehmals war das Heiligenmachen eine sehr einträgliche Geldquelle für den päbstlichen Hof, da für ein dergleichen Produkt gewöhnlich einige 100,000 Scudi gezahlt wurden; allein mit dieser Fabrik will es jezt nicht mehr recht fort, und nur allein Spanien nebst Portugal erhält sie noch im Gange. Der lezte Heilige wurde im vorigen Jahre (1786) gemacht. Er war ein spanischer Minorit, Namens Nicolaus Facter, der sich durch drey Wunder zur Anbetung der Sterblichen qualificirt hatte. Der Advokat des Teufels behielt, wie gewöhnlich, Unrecht, und Pius VI. verrichtete diese heilige Arbeit auf dem capitolinischen Hügel, und zwar auf demselben Flecke, wo des alten Roms ehrwürdigster Tempel stand. Schon bey Gelegenheit des Labre hatte sich der jetzige Pabst sehr willfährig bewiesen, und ihn vor der Hand selig gesprochen, zu welcher Opera-

tion auch aus Sachsen ein Beytrag von 1092 Scudi eingegangen ist.

Da viele Festtage die Andacht unterhalten, und geistliche Almosen einbringen, so werden auch von Zeit zu Zeit neue gemacht. Kürzlich ist ein solcher Festtag zu Ehren des Herzens Jesu gestiftet worden, worüber jezt ein großer Streit unter den Gläubigen obwaltet, ob nämlich das wirkliche fleischerne Herz Jesu, oder nur das Sinnbild der Liebe Christi zum Menschengeschlecht, der Gegenstand der Verehrung sey.

So gering indessen die päbstlichen Einkünfte auch scheinen, so sind sie doch für die Bedürfnisse dieses Staats hinreichend. Der Hofstaat des Statthalters Christi ist weder prächtig noch zahlreich. Die vornehmsten Würden, ja ganze Dicasterien sind mit Geistlichen besezt, die nur geringe Besoldungen, aber reiche Pfründen haben. Der römische Hof giebt nie Feste, als bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste, und dann erfodern diese nicht große Kosten, so wenig wie die Geschenke, deren vornehmste Artikel immer Reliquien sind. Der Kriegsetat zu Wasser und zu Lande ist auf einem sehr niedrigen Fuß, und steht mit der Ohnmacht dieses so schlecht regierten Landes in

einem richtigen Verhältnisse. Die sämtlichen Landtruppen des Pabstes betragen nur 3500 Mann, die nicht schlecht besoldet sind, und eine große Anzahl Offiziers haben, daher sie auch jährlich 200,000 Scudi zu unterhalten kosten. Die bestimmten Einkünfte des vornehmsten Generals sind 12000 Scudi im Frieden, und 35000 im Kriege. Die päbstliche Seemacht besteht in fünf Galeeren, die in Civita Vechia liegen, und schlecht unterhalten werden; dennoch kosten sie der päbstlichen Kammer jährlich 84000 Scudi.

So sehr auch die Jesuiten die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben, und so viel auch über diesen so interessanten Gegenstand geschrieben worden ist, so wenig sind doch ihre Staatsintriguen und ihre vormalige innere politische und ökonomische Verfassung bekannt, obgleich alles, was diese berühmte Societät betrifft, das Gepräge des Außerordentlichen hat. Hier in Rom hatten sie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchste getrieben. Ihr Collegium, eines der größten Gebäude in der Welt, war mit so viel Menschen angefüllt, daß man eine Stadt damit hätte bevölkern können. Ganze Schaaren von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die sie an den Thoren des Pa-

lasts abholten. Ihre politischen Almosen erstreckten sich aber noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterstützung den Jesuiten zweckmäßig schien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speisen. Diese Armen waren in zwey Klassen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andere aber viere, nebst einem Desert erhielt. Die erstere belief sich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, und die zweite auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornehmlich Rücksicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf solche Personen, deren Stand die Bekanntschaft mit vielen Leuten voraussezte. Hiedurch wurde ihr Ansehen so sehr in Rom befestigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufstand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und sämtliche Sbirren in die verschiedenen Quartiere vertheilt. Diese Maaßregeln verhinderten alle Ausschweifungen, und hielten die zahllosen Anhänger der Jesuiten im Zaum.

Es war diesem Orden besonders schmerzhaft, daß er durch einen Pabst abgeschafft wurde, der ihnen zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit

mehr als hundert Jahren hatte kein Italiener den Purpur anders, als mit ihrer Beystimmung, erhalten. Denn obgleich die Jesuiten die besondere Staatsmaxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu lassen, so geschahe doch keine Promotion dieser Art ohne ihre Mitwirkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieser Würde empfohlen wurden, waren sicher sie zu erlangen, bey den andern war es hinreichend, wenn sich die Societät nicht widersezte. Ganganelli war ein armseliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jesuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da sie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre sonst gewohnte Politik, ihn ganz hintenan sezten. Ganganelli ohne alles Vermögen, und ohne Schuz, mußte sich mit zweytausend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgesezten Pension, begnügen, und damit den nöthigen Aufwand bestreiten, der durchaus zu dieser Würde gehört. Verschiedene Kardinale erhielten von den Jesuiten geheime Pensionen von 6000, 8000, auch 12000 Scudi. Nach ihren Aspekten indessen war es nicht im geringsten wahrscheinlich, daß der unbekannte und verlassene Ganganelli je Pabst werden würde. Sie fanden sich aber in ihrem Calcul

betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung so sehnlich gewünschte Endschaft.

Das Betragen des Jesuiten-Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner lezten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise zu Gunsten desselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden zweifelhaft. Hier ist die Auflösung dieses Problems! Es war nicht der General, sondern seine Assistenten, deren es viere gab, die in seinem Namen den Orden despotisch in allen Welttheilen regierten. Diese Patres, die aus den vier vornehmsten katholischen Nationen in Europa erwählt wurden, (unter diesen war auch ein Deutscher) waren es allein, die diese erstaunliche Maschine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit kluger Vorsicht die größten Köpfe einer Societät ausgesucht, die mehrentheils aus geschickten Männern bestand. Bey dem General hingegen waren vorzügliche Eigenschaften eben nicht erfoderlich, sondern nur solche Eigenschaften, die den Zeitumständen am angemessensten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als

Oberhaupt dieser großen Societät, bey der damaligen Lage der Sachen, am füglichsten figuriren könnte. Er war nur von eingeschränktem Verstande, allein er gehörte zu einer vornehmen florentinischen Familie, hatte große Verbindungen, und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indessen das widrige Schicksal des Ordens abwenden, der sich schon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und Cabalen waren fruchtlos, bis auf die elende berüchtigte Farçe, die Gaßner in Elwangen spielen mußte *).

Ganganelli hatte sich durch die Aufhebung des Ordens zu viele Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andere Neuerungen, die den Andächtlern äußerst mißfielen. Man konnte es ihm auch nicht vergeben, daß er während seinem kurzen Pon-

*) So bekannt auch die Possen dieses Gauklers sind, nebst den Mitteln, deren sich derselbe bey seinen Wunderkuren bediente, so ist es doch seine Veranlassung dazu weit weniger, obgleich dieses der wichtigste Theil der Gaßnerschen Wundergeschichte ist. Eine Erläuterung, die alles außer Zweifel sezt, giebt der zwischen dem Exjesuiten Pater Hell aus Wien und dem D. Mesmer 1775 gedruckte Briefwechsel.

tificat achttausend Mönche von ihren Klostergelübden losgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Tod. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergiftung außerhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeußerung des Giftes war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam, während dem Leichenbegängniß, absonderten. Wie bekannt, werden die Leichen unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Procession über die Engelsbrücke ging, löste sich ein Bein von dem Leichname ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand dasselbe hineingestoßen hätte. Dieses ist kein obscures Factum, sondern ein Vorfall, der vor den Augen des ganzen Volks geschah; der Körper war vorher geöffnet, und alle Zweifel längst entschieden. Herr B., päbstlicher Leibchirurgus, legte bey dieser Operation mit Hand an, und hat gegen mich selbst die unglückliche Entdeckung bestätigt, wenn anders eine so notorische Sache noch einer Bestätigung bedurfte. Dennoch hat sich der Leibarzt Salicetti erdreistet, eine Krankheitsgeschichte dieses vortreflichen Pabsts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Ursachen und Wirkungen un-

verschämt erdichtet sind. Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen besonders einer noch unter die ersten Personen des Staats gehört. Er spielt jezt die Rolle eines Andächtlers.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man hiezu das so berüchtigte Aqua Tofan genommen habe, von welchem ich in dem Abschnitte von Neapel reden werde, weil es da zubereitet wird. Eine vornehme römische Dame, die jung und schön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl los zu werden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode schleunig und heftig geschahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichenbegängnisses auszudauern. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedeckt, und in diesem Zustande wurde der Leichnam den Augen des Volks blosgestellt.

Dieß Absondern der Glieder scheint die gewöhnliche Wirkung dieses Gifts zu seyn, die sich der Erfahrung zu folge äußert, sobald der Körper kalt geworden ist; ob man gleich Monate lang solches in sich tragen kann, ohne bettlägerig zu seyn.

Man spürt nur ein großes Misbehagen, das allmälich zunimmt, bis der Körper hinfällt. Ganganelli, der des empfangenen Gifts gewiß war, ließ heimlich einen berühmten Arzt in Bologna um Rath fragen, wie die Wirkung zu hemmen sey. Die Antwort war trostlos, jedoch rieth er zu heftigen schweißtreibenden Mitteln, die der Pabst auch brauchte, sogar daß man ihn in der größten Hitze beständig in Pelzwerk eingehüllt sah, wodurch denn sein Leben einige Monate gefristet wurde.

So wie sich die Jesuitenkirchen in ganz Europa auszeichneten, so war es auch hier. Die dem Orden vormals zugehörige Jesuskirche ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien. Die Thüren sind von einem sehr raren Holze, das aus Amerika zu diesem Endzwecke hergeschafft wurde. Hier ist die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieselbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, so wurde darin ein Altar errichtet, der unstreitig der prächtigste in der ganzen Welt ist. Die Haupttheile desselben sind vier Säulen, jede 24 Fuß hoch. Sie sind von vergoldetem Bronze, und zwar aus Einem Stücke, gereift, und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man versichert, daß in allen

Weltgegenden vierzig Jahre lang gesammelt worden ist, um diesen kostbaren Stein in so großer Menge zusammen zu bringen. Die Stufen des Altars sind von Porphyr, und in einer Nische steht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegossenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignatius, die von der vorigen verschieden ist, befindet sich am Hochaltar ein Gemälde von dem Jesuiten Andreas Pozzi. Es stellt vor, wie Christus dem heiligen Ignatius erscheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiser Joseph die Kirche besah, und ihm dieß Gemälde von einem Jesuiten gezeigt wurde, (damals existirte der Orden noch) so sah er seinem Führer starr ins Gesicht und sagte: „Aber, Herr Pater, sollte denn Christus wirklich „dem heiligen Ignatius erschienen seyn?“ Der Gesellschafter Jesu wurde beschämt, und schwieg; der Monarch war befriedigt, und wollte seine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehemals die Noviziatkirche der Jesuiten. Hier zeigt man das Denkmal des heiligen Stanislaus Cotzka, eines Pohlen, das sehr sonderbar ist. Das nämliche Zimmer, worin er starb, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher seine

Bild=

Bildsäule auf einem Bette liegt, wobey der Bildhauer, Namens le Gros, den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuitenkleidung selbst in der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weißem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmack erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Coßka starb zweyundzwanzig Jahr alt, und wurde canonisirt. Ich habe aber nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so jugendlichen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können.

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Heerstraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß.

Man ist nirgends in Italien weniger andächtig, als in Rom. Der beständige Anblick eines lebenden Heiligen, der so viel himmlische Vollmacht hat, und sie auch nutzt, die häufigen Indulgenzen, die oft bey gewöhnlichen Kirchenbesuchen ertheilt werden, und die Nachsicht der Regierung bey Nachläßigkeiten und Vergehungen, die nicht das Zeitliche betreffen, alles dieses verringert hier die Andacht. Selbst die große Menge

der Kirchen trägt dazu bey. Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß, je mehr eine Sache vervielfältigt wird, je mehr verliert sie von ihrem Werth, und befördert die Gleichgültigkeit. Man kann dieses sicher auf die dreyhundert zweyundsiebenzig Kirchen und Kapellen anwenden, die hier wirklich vorhanden sind. Diejenigen, die in Jahresfrist nicht beichten, werden excommunicirt, und ihre Namen beym Eingange der Kirche St. Maria in Cosmedin angeschlagen. Im Jahre 1778 waren deren dreyzehn, und im folgenden eilfe angezeigt. Die hiesige Inquisition ist äußerst gelinde, und hat nichts Fürchterliches als den Namen. Sie thut eigentlich wenig mehr, als was in manchen protestantischen Ländern die Consistoria oder andre geistliche Tribunäle thun. Ist ihre Gewalt gleich ausgedehnter, so wird sie doch hier jezt fast gar nicht ausgeübt. Kein la Barre würde hier wegen jugendlicher Unbesonnenheiten rechtskräftig zerfleischt werden, wie in dem aufgeklärten Frankreich in unsern Tagen geschehen ist.

Diese große Anzahl der Kirchen, die in zweyundachtzig Kirchspielen vertheilt liegen, sind den Freudenmädchen sehr nachtheilig; denn diese unglücklichen Geschöpfe sind hier weder von der Re-

gierung beschützt, wie einige Reisende fälschlich vorgegeben haben, noch ist ihr Gewerbe eigentlich verboten, welches in einer so großen Stadt, und in einem solchen Clima, ungereimt seyn würde. Das Gesez befiehlt nur, daß sie wenigstens in einer Entfernung von zweyhundert Schritten von irgend einer Kirche oder Kapelle wohnen sollen; ein solcher Plaz findet sich aber nicht im bewohnten Rom, daher sie denn aus einem Kirchspiel ins andre wandern, bis ihnen der Kardinal-Vicarius die Stadt zu räumen befiehlt, worauf sie sich denn gewöhnlich nach Neapel begeben.

Die kirchlichen Feyerlichkeiten sind auch zu häufig, und verlieren daher bey dem Volke das Anziehende. Indessen sind einige derselben äusserst prächtig und sehr sehenswürdig. Hieher gehört die Procession am Frohnleichnamstage, die in einiger Entfernung rund um den Petersplaz geht. Der ganze Weg, der über eine italienische Meile beträgt, ist bedeckt, und mit belaubten Säulen unterstüzt. Diese Erfindung ist von dem berühmten Bernini, dem Baumeister der St. Peters-Colonnade. Der Zug wird durch alles verherrlicht, was nur die römische Pracht vermag. Der Pabst wird dabey mit samt einem Altare getragen, vor-

welchem er in einer knienden Stellung mit dem Sakramente sizt. Es ist merkwürdig, daß der römische Adel, wider die Gewohnheit aller andern Höfe, an dieser Feyerlichkeit keinen Antheil nimmt, außer diejenigen, die wegen ihrer Chargen dabey erscheinen müssen. Die päbstliche Kammer giebt zu den Kosten dieses Tages 750 Scudi her. Einige Functionen ausgenommen, wird der Pabst allemal, selbst in den Kirchen, auf den Schultern getragen, ein Gebrauch, der noch von den alten römischen Kaisern herrührt.

Keine aber von allen religiösen Feyerlichkeiten kommt der päbstlichen Benediction gleich, die an gewissen Tagen von der Tribune in der Peterskirche ertheilt wird; eine Ceremonie, die nirgends so die Sinne rühren kann, weil der Petersplaz dazu nöthig ist. Der ungeheure Umfang und die Pracht desselben, nebst der zahllosen Menge Menschen, womit er bey solchen Gelegenheiten bedeckt ist; die feyerliche Stille vor dem Segen, die von dem Donner der Kanonen und dem Schall aller Glocken unterbrochen wird; die Handlung selbst, die für jeden Religionsverwandten etwas Ehrwürdiges hat: alles dieses ist in der That hinreißend. Von der päbstlichen Messe kann ich dieses nicht sagen,

ob sie gleich an gewissen Tagen von dem Gesang einer Legion Castraten begleitet wird. Die Anzahl derselben war am Peterstage 1780 nicht geringer denn zweyundachtzig, die ein sehr sonderbares Chor formirten. Keine andre als Vokalmusik wird in der Peterskirche gehört, weil die Instrumente, wie man hier sagt, nicht zu der Würde des Orts passend sind, und an weltliche Lustbarkeiten erinnern. Indessen werden sie in andern Kirchen desto häufiger gebraucht, die mit ihren heiligen Festen immer abwechseln, so daß man beständig hier sehr gute Concerte hören kann. Während der päbstlichen Messe liegen vier dreyfache Kronen mit kostbaren Steinen besezt auf dem Hochaltar, die auch bey großen Feyerlichkeiten vor dem Pabste hergetragen werden. Er selbst trägt sie höchst selten, und dieses nur auf sehr kurze Zeit; sonst sind Bischofsmützen sein Hauptschmuck in der Kirche, allein auch diese werden alle Augenblicke, der römischen Etikette gemäß, gewechselt.

Die Feyer der Charwoche, gegen welche Zeit alle Fremde nach Rom reisen, hat nichts Auszeichnendes, als die große Benediction auf dem Petersplatze, und das oben erwähnte Miserere-singen in der Sixtinischen Kapelle. In der Peterskirche

ist kein heiliges Grab am Charfreytage wie in andern Kirchen, sondern es hängt blos ein ungeheures Kreuz mit Lampen behangen in der Mitte derselben. Diese Erleuchtung kostet 150 Scudi, und ist auch von der Erfindung des Bernini. An diesem Tage sind alle hundert Lampen, die das ganze Jahr durch am Grabe des heiligen Peters brennen, ausgelöscht. Des Abends ist die Kirche ganz mit Malern angefüllt, die auf ihren Stühlen sitzen, und die architectonischen Prospective zeichnen, welche diese Erleuchtung, da nur ein Theil dieses ungeheuern Raums erhellt wird, durch Licht und Schatten ins Unendliche vervielfältigen. Das Fußwaschen am Grünendonnerstage, das der Pabst an armen Priestern verrichtet, und die päbstliche Messe am Ostersonntage sind langweilige Ceremonien, die Gähnen verursachen, und durch viele Unbequemlichkeit erkauft werden müssen. So ereignete sich bey meinem Hierseyn ein Vorfall, der für den nach Neapel bestimmten Gesandten des Kopenhagner Hofes, Grafen von **, äußerst kränkend seyn mußte, welcher gerade um die Zeit hier eintraf, und die Feyerlichkeiten mit ansehn wollte. Er hatte die Vorsicht unterlassen, sich an vornehme Personen zu wenden; so unbekannt wie

er war, wollte er sich im vaticanischen Palast in den innern Zirkel drängen, den während des Fußwaschens die Schweizergarde formirt hatte. Diese Leute, deren vornehmstes Verdienst eine ausnehmende Grobheit ist, stießen ihn mit Schimpfwörtern zurück; der Graf legte darauf die Hand an den Degen, einer der Schweizer aber kam ihm zuvor, und mißhandelte ihn außerordentlich vor der ganzen Versammlung, ungeachtet er sich zu erkennen gab, und sich aufs Völkerrecht berief. Dieser Uebereilung des Gesandten folgte ein andrer unbedachtsamer Schritt. Sein Tribunal, Genugthuung zu fodern, war beym Staatsminister, allein er wandte sich an den Majordomo des Pabstes, unter dessen Befehle die Garde steht, und klagte; er wurde aber mit bittern Worten abgewiesen. Man hätte einen lappländischen Gesandten nicht schlechter in Rom behandeln können, als diesen Abgeordneten eines so alten Königreichs. Genug, der Graf reiste nach Neapel, ohne die geringste Satisfaction erhalten zu haben. Was aber jedermann mehr als alles befremdete, war, daß er nach solch einem Vorfalle sich von neuem zu den Feyerlichkeiten drängte, wo man mehr auf ihn, als auf alles Gepränge sah. Es schien, daß bey ihm alle

andre Betrachtungen der Neugierde weichen mußten. Der vorerwähnte Majordomo des heiligen Palasts ist beständig ein Dominikanermönch, und hat nebst dem Gouverneur von Rom die erste Anwartschaft auf das Kardinalat. Er ist gleichsam der Pfarrer des päbstlichen Hofstaats, und Richter der Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher.

Die auszeichnende Grobheit und Dummheit dieser Schweizergarde übersteigt alle Vorstellung, und hat allerhand sonderbare Scenen veranlaßt; wobey zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, die durch Sprache, Sitten und Cultur, so sehr mit Deutschland verbunden und unser Stolz ist, sondern zu den katholischen Cantons, das ist, zu dem Theile dieses Landes gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht, und wo man noch im Jahre Christi 1781 eine Hexe hingerichtet hat. Vor einigen Jahren wurde ein vornehmer Irländer bey einer Feyerlichkeit von einem dieser Gardisten blutig geschlagen. Diese öffentliche Beleidigung machte ihn fast sinnlos, und brachte ihn zu dem Entschlusse, da er seinen Beleidiger nicht kannte, den ersten Schweizersoldaten, dem er begegnen würde, todt zu schies-

sen. Er lud seine Pistolen, ließ Postpferde bereit halten, ging auf den Straßen, bis er einen dieser Geschöpfe antraf, schoß ihn todt, und floh nach Neapel. Aber ungeachtet dieses wilden Betragens erfrechen sie sich, bey allen angesehenen Fremden, nach großen Feyerlichkeiten, herum zu gehen, und die sogenannten Mancia (Trinkgeld) zu fodern, vermuthlich deswegen, weil sie die Fremden mit Prügeln verschont haben. Folgender Vorfall mag zum Beyspiel ihrer unglaublichen Dummheit dienen. Der jetzige Pabst wollte eines Tages die vaticanische Bibliothek besuchen; der Kardinal Albani, als Bibliothekar, fand sich daselbst ein, ihn zu empfangen, und um den Zulauf der Leute bey dieser Gelegenheit abzuhalten, da sie sonst für jedermann offen ist, befahl er dem an der Thüre Schildwach stehenden Schweizer, niemand herein zu lassen. Einen Augenblick nachher kommt der Pabst, die Schildwache weigert sich ihn einzulassen, und entschuldigt sich mit dem erhaltenen Verbot. Vergebens stellte man diesem Tölpel vor, daß der Pabst nicht in diesem Verbote begriffen wäre, da er allein hier zu befehlen hätte; es half nichts, er stellte sich vor der Thüre in Positur, um den Eingang mit Gewalt zu verwehren.

Dieser sonderbare Wortwechsel ward endlich vom Bibliothekar gehört, der herauskam, und dem Streite ein Ende machte. Solche Beyspiele dieser sonderbaren Leibwächter sind nicht selten. Während meinem lezten Aufenthalte in Rom wurde bey einer Feyerlichkeit im Vatican die Veranstaltung getroffen, daß die Kardinäle, um nicht gedrängt zu werden, durch eine abgesonderte Thüre hereingehen sollten, die von der für das Volk bestimmten etwas entfernt war. Ein Kardihal aber, dem diese näher lag, wollte sich der leztern bedienen, allein er ward von den Schweizern daran verhindert, die ihm sagten, daß die andre Thüre für die Kardinäle sey. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, der Kardinal wurde abgewiesen, während der Zeit jedermann, ja seine eignen Bedienten hereingelassen wurden. Der Pabst Ganganelli, der von diesen rohen Menschen in seinem niedern Stande selbst war gemißhandelt worden, und wohl einsah, wie unnütz sie waren, wollte sie alle nach Hause schicken, allein sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Da außer dem Carneval das ganze Jahr durch alle Schauspielhäuser verschlossen sind, so werden desto häufiger Kirchspielfeste gegeben. Besonders

geschieht dieß im Herbst, und zwar des Abends in der Hauptstraße des Kirchspiels. Alle Häuser sind alsdann erleuchtet, und aus allen Fenstern hängen Tapeten. Man richtet einen Altar auf, nebst einem Gerüste für eine zahlreiche Bande Musikanten. Die Musik dauert einige Stunden, und das Ganze wird mit einem Feuerwerk beschlossen. Die zahlreichen Brüderschaften haben auch ihre Feste, die ihnen, troz des schauerlichen Aeußern, nicht zur Andacht, sondern zum Vergnügen dienen. Unter diesen zeichnet sich die Todtenbrüderschaft aus, die in einer unterirdischen Kapelle ein prächtiges Schauspiel darstellt. Alle Zierrathen dieser Gruft bestehen in Todtengebeinen, die in allerhand Gestalten und Formen zusammengesezt sind. Man sieht überdem viele Nischen, mit ausgetrockneten scheußlichen Leichnamen angefüllt, welche die Menschheit empören. Alles dieses ist mit vielen Lichtern und Lampen erleuchtet.

Das größte Kirchenfest in Rom aber ist am St. Peterstage, zu Ehren dieses großen Schutzheiligen der Stadt. Außer den Feyerlichkeiten in der Peterskirche wird des Abends die Kuppel derselben erleuchtet, und ein Feuerwerk auf dem Wall der Engelsburg abgebrannt. Dieses leztere kostet

allemal 500 Scudi, und thut eine vortrefliche Wirkung, wegen der vortheilhaften Lage des Theaters, auf welchem dieses Feuerschauspiel aufgeführt wird; denn man kann es von allen Hügeln Roms, und von den Gipfeln der mehresten Häuser sehn. Als der Kaiser Adrian sein prächtiges Grabmal erbaute, ließ er sichs wohl nicht träumen, daß dasselbe nach siebenzehn Jahrhunderten zu einem Schauplatze chymischer Künste dienen würde. Man muß indessen den Römern nachrühmen, daß sie hierin sehr geschickt sind, und fast den Russen in der Feuerwerkskunst gleich kommen.

Vermittelst einer lebhaften Einbildungskraft kann man sich, nach richtigen Beschreibungen, deutliche Vorstellungen von den außerordentlichsten Dingen machen, ja sehr oft übertrifft die Idee die Sache selbst. Indessen sieht man bisweilen sinnliche Gegenstände, die keine Beschreibung erreichen, und keine Fantasie darstellen kann. Unter diese gehört die Erleuchtung der Peterskuppel; ein Schauspiel, dem nichts gleich kommt, und worauf große Summen verwandt werden. Die Illumination hat zwey Abtheilungen. Sobald es finster wird, steckt man die kleinen Lampen an, die nichts weiter als Lichter sind, mit einer papier-

nen Hülle umgeben. Diese anscheinende Kleinigkeit wird durch die ungeheure Anzahl der Lampen zu einer kostbaren Anstalt. Die zierliche Anordnung derselben vermehrt die Pracht des Anblicks, und übertrifft bey weitem die zweite Erleuchtung, die zwey Stunden nachher geschieht. Diese besteht aus fünfhundert Pechpfannen, womit die Kuppel gleichsam bedeckt ist, und deren gewaltiges Feuer den Schein aller Lampen so sehr verdunkelt, daß man sie gar nicht mehr sieht. Das Signal zur Anzündung wird durch eine Fackel gegeben, mit welcher ein Mann auf die Spitze des Kreutzes, das auf der Kuppel steht, klettert, und die brennbaren Materien daselbst in Brand steckt. Diese Expedition ist ausnehmend gefährlich, denn fällt er, wie sich bisweilen zuträgt, so ist er des Todes. Auch beichtet er vor der Unternehmung; ist sie aber glücklich ausgeführt, so erhält er fünf Scudi. Sobald dieses gefahrvolle Zeichen gegeben ist, steht in einigen Secunden die Kuppel in vollen Flammen; eine Verwandlung, die mit einer solchen erstaunlichen Geschwindigkeit bewirkt wird, daß es einer Zauberey ähnlich sieht. Sie geschieht durch funfzig Männer, die so geschickt als schnell dabey zu Werke gehen, nachdem vorher alles sehr sinnreich

eingerichtet ist. Diese Illumination sowohl als das Feuerwerk von der Engelsburg geschieht immer zwey Tage hinter einander, weil der Tag vor dem Feste, nach der römischen Etikette, schon einen Theil des Festes ausmacht. Bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste wird die Erleuchtung noch vermehrt. Am Peterstage giebt auch der Fürst Colonna dem römischen Volke gewöhnlich ein grosses Feuerwerk. Es ist indessen merkwürdig, daß man diese Kuppelerleuchtung nirgends nachgeahmt hat. Die Ursachen aber sind nicht sowohl die Kosten, als weil es allenthalben an einem Petersplatze fehlt, wo auch die Größe und Höhe der Kuppeln dazu bequem wären. Dieses ist auch der Fall mit der Paulskirche in London, bey deren übeln Lage ein so kostbares Schauspiel am unrechten Orte seyn würde.

Der Pabst nimmt als Zuschauer an keinem dieser Feste Antheil, welches man wider seine Würde hält. Ueberhaupt ist die Lebensart dieses Kirchenoberhauptes sehr eingezogen, und ganz und gar nicht beneidenswürdig. In seinem Umgange außerordentlich eingeschränkt, und fast aller Freuden des Lebens beraubt, fühlt er die Leiden desselben desto stärker. Das Schmeichelhafte der tiefen Er-

niedrigung aller sich ihm nahenden katholischen Christen, verliert den Reiz bald durch die Gewohnheit. Seit Benedict XIV. machen die Päbste bisweilen Promenaden zu Fuße in der Stadt, die zu ihrer Zerstreuung und Gesundheit so nöthig sind. Der Stolz der Römer ist aber so groß, daß ihnen diese Spaziergänge sehr mißfallen, weil solche nach ihrer Meynung die päbstliche Würde herabsetzen. Sie scheuen sich in derjenigen Person, die ihnen hier irdische, und nachher jenseit des Grabes auch himmlische Freuden verschaffen kann, einen Menschen zu erblicken, der so wie sie zu Fuße geht. Diesen Gedanken der Aehnlichkeit zu schwächen, war sonst immer die päbstliche Politik, daher man auch die sonderbare Ceremonie einführte, daß die Päbste nicht allein bey Feyerlichkeiten, sondern sogar beym Gottesdienst in der Kirche, von einem Altar zum andern auf Menschenschultern getragen werden.

Ich habe schon oben berührt, wie wenig die Römer auf Spaziergänge halten. Selbst die schönsten Jahreszeiten locken sie nicht dazu an. Dennoch aber ist es der Mode gemäß, daß nicht allein der reichere Theil, sondern auch die gemeinen Einwohner Roms im Frühling und Herbst einige

deutsche

deutsche Meilen von der Stadt eine Lustreise machen; ein Vergnügen, das von den Weibern oft im Ehecontract sogar bestimmt wird. Diese Lustreisen gehen gewöhnlich nach Frescati, das ungefähr zwey deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, und viele Lustgärten hat, die den hiesigen Großen zugehören, allein fast gar nicht von ihnen besucht werden. Auch sind die schönen daranstoßenden Paläste, die zum Theil mit vortreflichen Fresco-Gemälden großer Meister geziert sind, ohne alle Möblen, und kaum bewohnbar. Die hier befindliche Villa Mondragone, die dem Fürsten Borghese gehört, ist zwar möblirt, allein durchaus mit altem Geräthe aus dem sechszehnten Jahrhundert versehn, womit selbst in Rom die größten Paläste mehr oder weniger angefüllt sind. Die Eigenthümer derselben verlassen sich auf ihre Kunstwerke, und schränken daher den Aufwand auf Möblen so sehr ein, daß diese, oft ganz abgenutzt, das Bild der Dürftigkeit darstellen.

Man hat von den Höhen in Frescati eine sehr reizende Aussicht. Ein ungeheures Feld, wo die ehmalige Hauptstadt der Welt auf ihren sieben Hügeln stolz im Mittelpunkte liegt, und die Tiber verschlingt; ein Erdraum, der vielleicht der merk-

merkwürdigste auf unserm Planeten ist, wo jeder Fußbreit Landes mit Römerblut gedüngt wurde, und so viele große Thaten geschahen.

Die Flecken Tivoli, Albano, und andre in dieser Gegend, die auch viele Villas enthalten, werden weniger als Frescati besucht, weil sie weiter von Rom entfernt sind. Viele Vornehme haben den unbewohnten Theil der Stadt benutzt, und allda ihre Villas angelegt; hingegen sieht man sehr wenige vor dem St. Sebastians-Thore, das ehmals Capena hieß, in der so merkwürdigen und schönen Gegend, die an der Via Appia liegt, woselbst die Trümmer so vieler Grabmäler, die Catacomben, und der Circus des Caracalla, so sehr die Neugierde vergnügen.

Dieser Circus ist der einzige aller Gebäude dieser Art, von dem man noch Ruinen sieht. Die äußere Form desselben ist noch ganz vorhanden, jedoch aller Zierrathen beraubt. Er giebt wenigstens, so wie er dasteht, einen sinnlichen Begriff von dieser Gattung römischer Gebäude. Inwendig ist alles verwüstet, doch ist der Ort noch sehr kenntlich, wo der Altar gestanden hat; auch wird man unzählige zerbrochne Vasen gewahr, die in der Mauer befestigt waren. Dieses Mittels be-

dienten sich die alten Baumeister gewöhnlich, wie ich bereits oben gesagt habe, ihre Gebäude tönbar zu machen; eine Methode, die wohl von den Neuern untersucht und nachgeahmt zu werden verdiente. Sie sezten nämlich in die Winkel des Gebäudes solche Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten, und verschiedene Modulationen hervorbrachten. Die Lage dieses Circus außerhalb der Stadt, von der er eine deutsche viertel Meile entfernt liegt, hat wahrscheinlich seine gänzliche Zerstörung verhindert.

In eben dieser Gegend, nahe an der alten Heerstraße Appia, sieht man auch die Catacomben, über deren wahre Bestimmung man so uneinig ist, und die auch wohl ewig ein Räthsel bleiben dürfte. Nichts ist lächerlicher, als den ersten Christen, die so sehr verfolgt wurden, diese unterirdischen bewundernswürdigen Gänge zuzuschreiben, die so viel Kühnheit, Fleiß und Zeit nothwendig erfodert haben. Es wäre in der That das größte Wunder in jenen wunderreichen Zeiten gewesen, wenn tausende hart verfolgte Menschen es hätten dahin bringen können, sich dicht vor den Thoren der Stadt heimlich unterirdische Wohnungen von solchem Umfange und mit so vieler Kunst

zu bauen. Sie erstrecken sich noch jezt über eine deutsche viertel Meile, und flößen, ungeachtet ihres Verfalls, so viel Erstaunen als Nachdenken ein. Ich habe mich vier Stunden lang darin aufgehalten, und bald große, bald kleine Behältnisse, bald Säle gefunden, die alle durch lange Gänge verbunden waren. Es ist indessen gewiß, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden, daher es auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien gewesen ist, die man Fuderweise hier herausgeholt hat.

Die Verfolgungen unter den Kaisern nöthigten die damaligen Christen, ihren Gottesdienst verborgen zu halten, daher sie, ungeachtet des natürlichen Abscheues vor Verwesungsörtern, ihre Andacht bey den Gräbern verrichteten. Da man aber nachher sich nicht mehr verbergen durfte, war der Widerwille gehoben, ja es war vielmehr zur Gewohnheit geworden, gottesdienstliche mit Trauer-Ceremonien zu verbinden. Außerdem ließen auch viele Personen, die sich in ihrem Leben durch Frömmigkeit und Wohlthun ausgezeichnet hatten, ein heiliges Andenken nach ihrem Tode hinter sich. Die Erinnerung an ihre Tugend und an ihre Martern, womit sie ihren Glauben besiegelt hat-

ten, versicherte ihren Reliquien eine allgemeine Verehrung, die stärker als der Abscheu gegen Todtengebeine wirkte. So entstand dieser Knochendienst, der nie zu irgend einer Religion auf unsrer Erde gehört hat.

Man trifft auch in den Catacomben häufige Inschriften und steinerne Särge an, die diese christlichen Begräbnisse beweisen; dahingegen es ungewiß ist, daß hier je heidnische Römer begraben wurden. Die Catacomben bey Neapel sind noch größer und geräumiger; man findet deren auch in Sicilien. Wenn man sich nun der Höhle von Pausilippo und andrer Hölen im Königreiche Neapolis erinnert, und sodann das Alter der römischen Kloaken, das, wie ich im achten Abschnitte gezeigt habe, sehr problematisch ist, dazu nimmt, so ist man geneigt zu glauben, daß alle diese unterirdischen Arbeiten egyptischen Ursprungs sind; ein Volk, das, wie bekannt, diese Bauart vorzüglich liebte, und darin so außerordentliche Werke darstellte. Daß unsre Jahrbücher davon schweigen, beweist nichts, da sie verhältnißweise von so geringem Alter sind; allein die Ruinen von Pästum beweisen viel, an denen der egyptische Styl unverkennbar ist.

Von der Appischen Heerstraße, die von Rom nach Capua führte, sieht man noch große Ueberbleibsel, welche die vortrefliche Anlage derselben anschaulich machen. Sie war die älteste und berühmteste aller römischen Heerstraßen, und mit flachen Kieselsteinen gepflastert, deren man viele von vier bis fünf Fuß im Diameter sieht. Diese waren mit einem besondern Kitt eingefaßt, wodurch sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten, die so viele Jahrhunderte nicht haben vernichten können. Die Breite sowohl dieser Appischen, als auch der Flaminischen Heerstraße, ist ungefähr vierzehn Fuß.

Das eigentliche Grabmal der Horazier und Curiazier war hart an der Via Appia. Ganz nahe an dem Orte, wo es gestanden hat, liegt ein Weinberg, der einem römischen Edelmanne, Namens Bellotti, zugehört, wo ich zwey Tage in der Weinlese zubrachte. Unser Wohngebäude war der Tempel des Deus rediculus, der nach dem Abzuge Hannibals erbaut wurde, in dessen Mauern Bellotti Zimmer hatte zubereiten lassen. Dieser vormalige Tempel liegt vor dem Capuanischen Thore ungefähr eine halbe deutsche Meile von Rom, zwischen der Lateinischen und Appischen Heer-

straße, und zwar an dem nämlichen Orte, wo der große carthaginensische Feldherr während der Belagerung Roms sein Lager aufgeschlagen hatte. So viel Annehmlichkeit auch dieser Weinberg für mich und andre hatte, so sehnten sich die anwesenden Damen doch alle nach der Stadt zurück.

Da das hiesige Frauenzimmer nun keinen Geschmack an ländlichen Ergötzlichkeiten findet, so fehlt ihnen der größte Reiz. Das schöne Geschlecht ist überhaupt hier sehr charakteristisch. Eine gute den Römerinnen ganz eigne Bildung, wie man sie bey den alten Bildsäulen und auf den Gemmen antrifft, viel natürlicher Verstand, Ernst in ihrem Betragen, die angenehme römische Sprache, die selbst im Munde der gemeinsten Leute dem Ohre schmeichelt, und andre Eigenschaften mehr, sind hier auffallend. So sehr indeß eine Soldaten-Uniform den Schönen aller Länder gefällt, und so gefährlich daher dieser Stand auch sonst allen Vätern und Ehemännern ist, so weiß dennoch das römische Frauenzimmer von dieser Prädilection nichts, dagegen hat ein schwarzes Abbé-Kleid für sie unwiderstehliche Reize. Dieß ist die Stutzertracht des neuen Roms, und da sie so beliebt ist, tragen sie unzählige Menschen, die gar nicht zum

geistlichen Stande gehören, als Aerzte, Advokaten, u. s. w.

Eine physische Eigenheit des hiesigen Frauenzimmers ist ihre natürliche Abneigung gegen wohlriechende Wasser, und überhaupt gegen alles, was parfumirt ist. Ihre Geruchsnerven werden dadurch so beleidigt, daß Uebelkeiten und Ohnmachten oft die Folgen sind, wenn jemand mit einem solchen Duft ins Zimmer tritt. Ausländer können sich kaum erwehren, dieses für Affektation zu halten. Ich habe jedoch vielfältige Beyspiele hier gesehn, die unleugbar beweisen, daß kein Vorurtheil oder Eigensinn, sondern eine wirklich physische Ursache, die Quelle dieses Widerwillens ist.

Obgleich man in vielen großen Städten in Italien die sonderbare Stundenrechnung abgeschafft hat, so wird sie doch hier immer noch beybehalten, da Rom das Vaterland dieser Mode ist. Es war im Jahr 595, nach Erbauung der Stadt, daß Scipio Nasica zuerst eine Wasseruhr in Rom einführte, welche die Stunden bey der Nacht so wohl als bey Tage anzeigte. Der Tag wie auch die Nacht waren jedes in zwölf Stunden eingetheilt, ohne Unterschied der Jahrszeiten, so daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und

im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fing an mit Sonnen-Aufgang, die sechste mitten im Tage, und die zwölfte bey Sonnen-Untergang; alsdann fing die erste Stunde der Nacht an, die sechste war um Mitternacht, und die zwölfte gegen Aufgang der Sonne. Unter den Kaisern wurde man endlich gewahr, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; man führte daher nach und nach die Methode ein, die vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, bis endlich der jetzige Gebrauch aufkam, der schon unter Adrians Regierung eingeführt gewesen zu seyn scheint. Dieß ist also der Ursprung der den neuern Italienern eigenen Art die Stunden zu zählen, da, wie bekannt, nach derselben die erste Stunde in allen Jahreszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und so fort bis vierundzwanzig geht; eine Mode, die nirgends in Europa Nachahmer gefunden hat.

Der den Römern von jeher so eigne große Hang zu Schauspielen, kann jezt in dieser heiligen Stadt nur zur Carnevalszeit befriedigt werden, daher sie sich alsdann auch diesen Vergnügungen auf eine ausschweifende Weise überlassen. Die ärmsten Leute sparen das ganze Jahr durch, und hungern,

damit sie sich im Carneval belustigen können. Dieserhalb sind auch die Schauspielhäuser um diese Zeit täglich mit Menschen angefüllt; obgleich deren sieben, bisweilen auch acht offen sind, und einige davon eine ungeheure Größe haben. Unter diesen giebt es zwey große Operntheater, bey denen keine Kosten gescheut werden. Die vornehmsten Sänger erhalten für diese kurze Zeit achthundert bis neunhundert Zechinen, und haben ihre Wohnung im Opernhause, worin sie gleichsam eingesperrt sind, damit sie sich durch Erkältung in dieser Jahreszeit keine Zufälle zuziehen. Es herrscht hier, wie bekannt, der närrische Gebrauch, daß alle Frauenzimmerrollen durch verkleidete Mannspersonen gespielt werden. Auf den Operntheatern geschieht es durch Castraten, wodurch denn, um ein kleines Uebel abzuwenden, ein viel größeres befördert wird. Man sollte glauben, daß diese Verkleidung alle Täuschung aufheben müßte, allein nichts weniger; denn diese Geschöpfe haben es soweit in der Nachahmung gebracht, daß der nicht unterrichtete Zuschauer in der Ferne unmöglich ihr Geschlecht errathen könnte. Da durch die Stimme das größte Hinderniß gehoben ist, so bemühen sie sich, das übrige in Gang, Stellung, Geberden

und Manieren auf das vollkommenste nachzuahmen, so daß auf dieser Seite das Schauspiel nicht im geringsten dabey leidet. Ganz anders aber verhält es sich in den andern Theatern, wo Komödien von elenden Possenreißern gespielt werden. Wenn sich diese nun verkleiden, und mit ihren Bärten, groben Stimmen, und pöbelhaften Geberden zärtliche Frauenzimmer vorstellen, so läßt sich in der That nichts poßierlichers denken. Ich habe hier Voltairs Zaire gesehn. Ein hiesiger Fleischerknecht, der blos fürs Carneval als Komödiant angenommen war, spielte die Rolle der Zaire, und reichte seine knotigten Fäuste dem zärtlichen Orosman zum küssen dar. Bey einer andern Aufführung eben dieses Trauerspiels, erschien einer dieser Gaukler, und entschuldigte bey den Zuschauern die Verzögerung der Vorstellung damit, weil die Zaire noch beschäftigt wäre sich rassiren zu lassen. Die meisten dieser Komödianten sind es nicht von Profession, sondern römische Einwohner, welche das ganze Jahr durch andre Gewerbe treiben, und sich nur zum Carneval als Gaukler vermiethen. Beym Theater de la Valle spielt ein hiesiger Schustermeister schon seit zwanzig Jahren die Rolle des Polichinello, wozu er, wie die

Kunstverständigen behaupten, vorzügliche Talente besitzen soll. So viel ist gewiß, daß er ein Liebling der Römer ist, und daß ihm seine Possen in wenig Wochen weit mehr einbringen, als sein Handwerk im ganzen Jahre.

Das Theater Tordinone, das von außerordentlicher Größe, im Range aber das niedrigste ist, zeichnet sich durch eine sonderbare Art von Schauspielen aus. Dieses sind Scenen aus Heldengedichten in dramatische Form gebracht, und durch viele Maschinerien aufgestutzt. Da diese Heldendramen von unwissenden Schmierern zusammengeflickt oder extemporirt, und dabey von Gauklern farçenartig vorgestellt werden, so können sie freylich, ungeachtet aller Verzierungen und Maschinen, kein Vergnügen gewähren. Indessen ließe sich aus diesen Schauspielen viel machen. Ich habe unter andern die Geschichte des Aeneas auf diesem Theater gesehn, und zwar ungeachtet alles Nachtheiligen nicht ohne Wirkung, da sich das Ganze auf eben die berühmte Stadt bezog, worin ich mich bey dieser Vorstellung befand, und folglich eine Menge Bilder sich meinem Geiste lebhaft darstellen mußten. Oft wurden Virgils eigne Worte beybehalten, als da, wo die Sybille dem

Aeneas die zukünftige Größe Roms weissagt. Man sahe hier den Styx, den Tartarus, Elysium, u. s. w. Ueberhaupt sparen die Römer bey Theaterverzierungen keine Kosten, da die Menge der Maler diese Anstalten erleichtert. So schlecht auch die Theatertänze in ganz Italien sind, so sind sie doch hier in Rom vorzüglich elend, wegen der Mannspersonen in Frauenskleidern. Diese Ballets, die gewöhnlich eine Stunde lang dauern, und ohne alle Kunst und Erfindung sind, sehen die Römer mit Entzücken an, obgleich sie für jeden Fremden von einigem Geschmack unausstehlich sind.

Wenn der Mangel an Schauspielen in einer so großen Stadt beym Pöbel durch die oben beschriebenen Kirchspielfeste einigermaßen ersezt wird, so leisten die Festins, die bey Anwesenheit vornehmer Gäste gegeben werden, dem feinern Theile der Einwohner dieselbigen Dienste. Hierin zeichnet sich der römische Adel vorzüglich aus, und zeigt eine übertriebene Verschwendung, die gar nicht seiner filzigen Lebensart, aber völlig seinem Stolze entspricht. Bey so bewandten Umständen ist es hier für fremde Minister sehr schwer, durch Festins zu glänzen. Der venetianische Botschafter

versuchte es indessen 1780 durch einen maskirten Ball zu thun, der vielleicht nie seines gleichen in Europa gehabt hat. Die Gesandten dieser Republik wohnen beständig in dem ihr zugehörigen Palast von St. Marcus, der ehemals ein Eigenthum der Päbste war, allein an Venedig käuflich überlassen wurde. Der Pabst Paul II, ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom ist kein so gothisches Gebäude als dieser Palast, dessen Größe aber außerordentlich, und daher Gelegenheit zu dem ausschweifenden Entwurfe gab, wovon hier die Rede ist. Die Veranlassung dazu war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geschichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden.

Als sich im bemeldten Jahre der Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in Rom befand, berathschlagten sich die hiesigen Großbotschafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, diesen hohen Gästen Vergnügen zu verschaffen. Es befanden sich damals nur vier Ambassadeurs hier, der Französische, der Spanische, der Venetianische und der Malthesische. Das Resultat der Berathschlagungen war, daß die beiden ersten eine große Mahlzeit geben, da die kurze Zeit des Aufent-

halts keine andern Anstalten verstatteten, die andern aber die Zurückkunft des Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdann sein Aufenthalt in Rom einige Monate dauern würde. Der Malthesische Botschafter aber, ein Franzose, fand für gut, insgeheim auch ein Dine' zu veranstalten, und dadurch dem Venetianischen den Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreise bestimmt. Jedermann, der Höfe und Wirkungen der Rangsucht kennt, wird sich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorstellen können. Die durchlauchtigste Republik Venedig, die in ihrem Wahne sich unter die ersten Mächte der Erde zählt, so hintennach zu setzen, war freylich ein großer Frevel. Der erste Schritt, den der beleidigte Minister that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreise einige Tage verschoben würde, damit er auch mit seiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geschah, man speiste bey ihm, und reiste ab. In wiefern der durch diesen Vorfall sehr erzürnte Senat von Venedig sich am Maltheserorden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genug, der Botschafter erhielt Befehl, bey der zweiten Anwesenheit dieser vornehmen Gäste in Rom, keine Kosten zu

sparen, um der Republik Ehre zu machen. Es wurde daher im Palast St. Marcus eine Maskerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom ohne Unterschied durch angeschlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand ward abgewiesen, als solcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um acht Uhr öffnete man die Thore, und eine Welt von Larven ergoß sich in den Palast. Dieses währte bis um zehn Uhr, da denn niemand mehr eingelassen ward; so daß viele Standespersonen, ja selbst Leute vom ersten Range, die immer noch zeitig genug zu kommen glaubten, abgewiesen wurden. Ein Befehl, der indeß äußerst nöthig war, da die ungeheure Menge der Anwesenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar so, daß man sich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Masken war über zwölftausend, die Hitze erstickend, und die häufig vorhandenen Erfrischungen waren nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Denn die Schenktische hatte der römische Pöbel umzingelt, der diese Gelegenheit zu schmaußen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher diesen Posten unbeweglich behauptete.

hauptete. So war ein Fest beschaffen, das, anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeugte, und sich blos durch das Außerordentliche und Neue charakterisirte.

Die Römer bestreiten den Neapolitanern den Ruhm, die besten Musikverständigen in Italien zu seyn, und viele Kenner geben ihnen hierin Beyfall, so sehr es auch hier an Anstalten zur Erlernung der Tonkunst mangelt, die hingegen nirgends häufiger und besser wie in Neapel sind. Um diese Meynung zu behaupten, wird unter andern Gründen angeführt, daß nie eine Oper, als der höchste Gegenstand der Musik, in Rom gefallen habe, die nicht auch in Neapel Beyfall erhalten hätte; dahingegen viele, die man am lezten Orte bewundert habe, in Rom mißfallen hätten, wodurch sie folglich den feinern Geschmack in der Kunst beweisen wollen. Gewiß ists, daß die Nerven der Römer für die Tonkunst außerordentlich empfindbar sind. Man sieht dieses bey Opern, wenn vortrefliche Arien gesungen werden; viele weinen für Entzücken, bey andern glüht das Gesicht vor Vergnügen, und alle scheinen gerührt zu seyn. Dieser Enthusiasmus verleitet sie oft zu sonderbaren Ausschweifungen. Es ist nichts neues, nach vollendeter Oper noch

eine Stunde und länger im Schauspielhause zu bleiben, um unaufhörlich klatschen und jauchzen zu können, wenn ihnen die Musik sehr gefallen hat; ja es werden neue Lichter angesteckt, damit sie diesen tobenden Beyfall nach Belieben verlängern können. Bisweilen wird auch der Componist einer solchen Oper vom Volke mit samt seinem Sitze aus dem Orchester auf das Theater getragen. Der Lezte, dem diese Ehre wiederfuhr, war der berühmte Jomelli: allein im folgenden Jahre mißfiel eine andre Oper von ihm so sehr, daß er von dem wüthenden Volke gezwungen wurde, noch während der Vorstellung das Orchester, ja selbst das Schauspielhaus zu verlassen; ein Vorfall, der ihn so sehr kränkte, daß er sogleich aus Rom reiste, und es nie wieder betrat.

Der berühmte Mißliwezech, ein Böhme, der 1782 in Rom gestorben ist, hätte gewiß bey vorerwähnten Feyerlichkeiten ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn man ihn nicht aus Achtung für den anwesenden Erzherzog Ferdinand verschont hätte. Dieser Mann hatte sich in Neapel durch neun von ihm geschriebene Opern Beyfall erworben, und erhielt daher den Auftrag, die Musik für ein römisches Operntheater zu componiren, weil man dem

ihn beschützenden Erzherzoge durch diese Wahl ein Vergnügen mehr zu machen hoffte; allein es fiel schlecht aus, und ganz Rom war der Meynung, daß man nie eine elendere Musik in einer Oper gehört hätte.

Die häufigen Kirchenmusiken unterhalten diesen Hang zur Tonkunst, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten spazierengehn sieht, die ein singendes Chor formiren. Man rechnet hier zweyhundert Castraten, die alle bey gewissen Kirchen engagirt sind. Manche hat deren acht, auch zehn beständig im Solde. Hiedurch werden sie aus Neapel, als dem Castratenlande, hergelockt; denn hier ist diese Verschneidung bey Strafe der Excommunication verboten.

Die Schauspielhäuser sind in Rom zwar vom heiligen Dreykönigsfeste bis zum Aschermittwoch offen, allein das eigentliche Carneval, das in dem Wortverstande der Italiener nur die Maskeradenzeit ist, dauert nur acht Tage lang, und zwar die lezte Faschingswoche. An diesen Tagen allein ist es den Römern erlaubt, sich vier bis fünf Stunden lang zu maskiren, wozu das Zeichen alle Mittage um zwölf Uhr vom Capitol mit einer Glocke

gegeben wird. Da man aber von dem ausschweifenden Pöbel, dem man das ganze Jahr den Maulkorb umlegt, in solchen Stunden alles zu fürchten hat, so werden die wirksamsten Maasregeln genommen, allem Unheil vorzubeugen. Alle Truppen des Pabsts zu Pferd und zu Fuß sind sodann unterm Gewehr, und in beständiger Bewegung, alle Sbirren in die Gegenden, wo der größte Zufluß ist, vertheilt, und die Schnellgalgen mit Stricken bespannt, damit die Störer der Ruhe sogleich geschaukelt werden können.

Dieses ist die gewöhnliche Strafe in Italien, wenn man jemand nicht auf die Galeeren schicken will; eine Methode, die mehr wie alles andre in diesem Lande den Stempel der Barbarey trägt. Man bindet nämlich den Verbrechern die Hände auf den Rücken, befestiget Stricke an ihre Arme, und zieht sie sodann von hinten eine Höhe von funfzig bis sechzig Fuß hinauf, so daß die Last des ganzen Körpers auf diesen völlig aus ihren Muskeln gedrehten Armen ruht; hernach läßt man diese unglücklichen Menschen in eben der Lage mit großer Schnelligkeit wieder herunter fallen, jedoch so, daß sie nicht den Boden berühren. Durch diese unsinnige Strafe werden gesunde und starke Leute,

oft in ihrem ersten Jugendalter, vorsezlich zu Krüppeln gemacht, und dieses in einem Lande, wo Menschenhände so nöthig sind, wo man die Arbeit so sehr scheut, und wo das Betteln keine Schande ist. Ich kehre indessen von diesem Schreckbilde der Carnevalsbrüder zum Carneval selbst zurück.

Da diese Favoritlustbarkeit der Italiener hier nur auf so kurze Zeit eingeschränkt ist, so ist sie desto lebhafter und anziehender, daher sich auch eine Menge Fremde aus allen Gegenden Italiens, selbst aus Venedig, hier einfinden. In der That stellt die große Straße il Corso ein sonderbares Schauspiel dar. Ganz Rom ist in dieser schönen Hauptstraße versammelt, die eine italienische Meile lang ist; Tapeten hängen aus allen Fenstern und Balcons der Häuser und Paläste, größtentheils mit Frauenzimmern, die in diesen festlichen Stunden all ihren Putz zu Eroberungen aufbieten, vollgepfropft: überdem sind eine Menge Amphitheater errichtet, und die ganze Straße auf beiden Seiten ist mit Stühlen besezt, welche an die Zuschauer vermiethet werden. Die Mitte der Straße ist für die Kutschen und Fußgänger. Die Kutschen und Wagen aller Art sind fast sämtlich mit Masken angefüllt, und selbst die Bedienten

und Kutscher sind maskirt. Die Fahrt geschieht die eine Seite herauf, die andre herunter, mit vieler Ordnung. Keine Kutsche darf geschwind fahren, oder lange still halten, noch den Zug anders als an einem bestimmten Orte verlassen. Diese und andre Anstalten sind nöthig, die zahllose Menge Fußgänger in Sicherheit zu stellen, welche die Straße gleichsam bedecken, und die possierlichsten Figuren darstellen. Die ärmsten Mädchen, deren Garderobe sonst höchst einfach ist, haben ihre Maskeradenkleidung, die ihnen Lebenslang Dienste leistet. Gegen Abend geschieht das Wettrennen von funfzehn, zwanzig, auch mehrern Pferden, und hiemit hat die öffentliche Maskerade ein Ende. Jedermann wird festgenommen, der nach dieser Zeit mit verlarvtem Gesichte auf der Straße angetroffen wird. Die maskirte Kleidung aber ohne Larve ist erlaubt. Viele gehen mit derselben in die Schauspiele. Nach geendigten Opern fangen die Redouten an, die sehr glänzend sind. So geht es alle acht Tage durch. Die Römer nennen diese Zeit otto giorni di paradiso, acht paradiesische Tage.

Auf dieses frohe Leben folgen die traurigen Fasten, die hier mehr als irgendwo Melancholie

verbreiten. Je geschwinder die fröhlichen Tage verflossen sind, je langsamer scheint hier die Zeit in den bußethuenden fortzukriechen. Man rieth dem Pabst Lambertini, die Fastenzeit in verschiedene Epochen durch alle Jahreszeiten zu vertheilen, um die jetzige Länge derselben nicht so empfindend zu machen. Seine Antwort war: „Alsdann würden wir das ganze Jahr Carneval, und „gar keine Fasten haben."

Kein Kardinal besucht die Schauspiele, die meisten Bischöffe und die vornehmsten Prälaten folgen diesem Exempel. Geschieht es, so ists im äußersten Incognito. Der Gouverneur von Rom aber, obgleich ein Geistlicher, ist seiner Würde halber verbunden, bey der Eröffnung der zwey Haupttheater gegenwärtig zu seyn, daher sie auch in beiden Häusern nicht am nämlichen Tage geschieht. Er hat die Ehre, die beste Loge zu haben, wie auch, daß die ganze Versammlung auf ihn zu warten genöthigt ist: er muß sie aber theuer bezahlen; denn der Etikette gemäß, muß er an diesem ersten Tage die drey untersten Reihen Logen mit Erfrischungen und Confituren bedienen lassen, die zwischen den Akten, ungefodert von seinen Bedienten in Gallalivree auf kostbarem Sil-

bergeräthe, und unter Vorhertragung von Wachskerzen, jedermann präsentirt werden. Zehn auch zwölf Logen werden allemal zu gleicher Zeit auf diese Art bedient, woraus denn ein Schauspiel entsteht, das für die erfrischten Theilnehmer, bey der durch die zahlreiche Versammlung troz des Winters verursachten Wärme, eben nicht das unangenehmste ist. Die Theater, worin dieses vorgeht, heißen Aliberti und Argentini, beide von sechs Reihen Logen über einander, deren jede Reihe sechsunddreißig verschiedene Logen enthält. Die Damen erscheinen an diesen Erfrischungstagen in ihrem größten Putze, und mit allen ihren Kleinodien behangen.

Man hat seit 1778 ein possierliches Vergnügen mit dem Ende des Carnevals verbunden. Unter der scherzhaften Idee, das Carneval zu Grabe zu bringen, wird am lezten Abend desselben die ganze Straße il Corso auf eine sonderbare Weise erleuchtet. Jedermann, vom gemeinsten Pöbel bis zur Fürstin, trägt brennende Lichter in den Händen. Viele haben deren zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf Stöcken und Pyramiden befestigt, die Damen in ihren glänzenden Equipagen sind ebenfalls damit versehen. Die Bedienten,

die hinten auf den Wagen stehen, tragen ganze Maschinen mit Lichtern besezt, die Deckel der Kutschen sind damit bedeckt, ja viele zieren sogar die Pferde mit Lichtern. Diese außerordentliche Belustigung dürfte wohl nicht ohne Nachahmung und Verbesserung bleiben, und alsdann würden wir nicht länger das chinesische Laternenfest als eine sonderbare Merkwürdigkeit ansehn. Die Egyptier, die Griechen, und die Peruaner hatten solche Feuerfeste, indessen gehörten sie bey diesen Völkern zu den Religionsgebräuchen, die vielleicht eine eben so geringfügige Veranlassung hatten. Einige lustige Köpfe bekamen vor ein paar Jahren den Einfall, dem abscheidenden Carneval hiedurch die lezte Ehre zu erweisen, und nun brennen schon Millionen Lichter. Sollte sich dieser Scherz ausbreiten und gemein werden, so wird es in der Zukunft nicht an scharfsinnigen Männern fehlen, welche behaupten, wir hätten diesen Gebrauch von den Chinesern angenommen; so wie diese im Gegentheil, nach der eben so scharfsinnigen Behauptung des de Guignes, ihn von den Egyptiern sollen erhalten haben.

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeständigkeit der Weiber. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carnevál. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen.

Es ist vielleicht kein so herrlicher Erdraum in allen Welttheilen als die Gegend um Neapel; ein Strich Landes, der schon vor zweytausend

Jahren sich durch paradiesische Annehmlichkeiten so sehr auszeichnete, daß Hannibals Ehrgeiz darin erschlaffte, seine Krieger weichlich wurden, und Virgil für die elysischen Gefilde keinen bessern Ort zu finden glaubte. So reichlich hatte schon damals die Natur alle ihre Schätze an dieses Land verschwendet. In der That kann sich die fruchtbarste Fantasie kein hinreichendes Bild von den schönen, großen, und außerordentlichen Gegenständen machen, die sich hier dem entzückten Auge darstellen. Der schönste Meerbusen, der sich denken läßt, in einem halben Zirkel; die Küsten desselben mit Weingärten, Wäldern und zahllosen Villas geziert; in deren Mitte die große Stadt Neapel in ihrer amphitheatralischen Lage mit ihrem zierlichen Hafen; im Prospekt das Meer, die Insel Caprea, jezt Capri genannt, und der Vesuv. Alles dieses vereinigt, bildet ein Ganzes, das jede Beschreibung übertrifft. Man vergißt in den ersten Tagen seines Hierseyns Künste und Menschen, und ist ganz allein mit der leblosen Natur beschäftigt.

Der Charakter der Neapolitaner hat viel Eigenes, und ist besonders von dem Charakter ihrer nächsten Nachbarn, der Römer, außerordentlich

verschieden, daher sie sich auch einander von ganzem Herzen hassen; die leztern treiben diesen Haß vorzüglich weit, der selbst die klügsten und sanftmüthigsten Menschen beherrscht, welche den Neapolitanern durchaus in keinem Falle Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen.

Unstreitig ist diese Nation die unaufgeklärteste in Italien, daher sie auch die andächtigste, oder eigentlich zu reden, die am meisten abergläubige ist. Es ist wohl kein mehr sicherer Criterion der Cultur eines Volks, als das Maas dieser sogenannten Andacht. Man betrachte aus diesem Gesichtspunkte alle Länder und Provinzen in Europa, die protestantischen, mit Inbegriff der deutschen freyen Reichsstädte, ja nicht ausgenommen, so wird man die Bestätigung dieses Satzes finden.

Ein Chineser, der, ohne Europa zu kennen, von Rom nach Neapel käme, würde schwerlich glauben, daß beide Städte ganz einerley Religion haben, noch weniger, daß der Hauptsitz derselben in derjenigen von beiden sey, die sich bey allen Andachtsübungen am laulichsten zeigt. Denn wahrlich im Vergleich mit den Neapolitanern sind die Römer Freydenker. Die Processionen sind in Neapel auch weit häufiger und kostbarer, als in

Rom, ihre Kirchen sind prächtiger geschmückt, und viel reicher an Silberzeug; ihre Klöster zahlreicher an Mönchen und Nonnen, und ihr Aberglauben unendlich ausschweifender. Dieß ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein großes geistliches Possenspiel darstellt, das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel andrer Länder verlacht wird.

Diese Farçe wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frohlocken des Volks, wenn das Blut bald zum Fliessen gebracht wird, welches man für ein Zeichen der guten Disposition des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel hält. Dieses Fließen hängt größtentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und sie also nicht ganz Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen den die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stunden lang quälen, und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann. Ist es geschehen, so ertönt in allen

Straßen der Ausruf: „Das Wunder ist gethan!“ Glocken und Kanonen verkündigen es sogleich, man schickt eiligst dem Könige davon Nachricht zu, und wann er nicht in der Stadt ist, so wird ein Courier mit dieser glücklichen Botschaft an ihn abgefertigt.

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände die dem Anscheine nach compacte Materie in der Flasche flüßig machen muß. Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altar knienden Personen, wo man denn ganz deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene seyn; nur muß er sich alle Ceremonien gefallen lassen, und weder Knie noch Brust schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Ungläubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. In Rom habe ich Protestanten in Kirchen während dem Gottesdienste auf eine sehr ungeziemende Art lachen sehn; man hat aber entweder es nicht geachtet, oder sie bescheiden an das Unschickliche ihres Betragens erinnert; hier hinge-

gen würde das kleinste Versehen, die Uebertretung einer Ceremonie sogar, gefährliche Folgen haben. Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen; auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem Blute des heiligen Janua„rius."

Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste that, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut andrer Heiligen auch in Bewegung kommen würde. Und in der That sind auch der heilige Stephanus, der heilige Johannes, der heilige Pantalon, und andere Heiligen nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heiligen Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria, die hier in einer Minoritenkirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird. Ueberhaupt haben die Wunderwerke hier alle Zugänge besezt; denn außer dem vorerwähnten Blute, der Milch und andern heiligen Ingredienzien von flüßiger Art, die dem

Wunderglauben so reichliche Nahrung geben, hat man hier auch feste wunderthätige Körper, als Crucifixe und Bilder, sowohl von Holz als von Stein, die wie Menschen geredet haben.

In keiner Stadt unsers Welttheils denkt man weniger. Das Gehirn der Neapolitaner ist ausser dem Aberglauben blos mit Tönen angefüllt. Die Musik ist hier statt aller andern Künste und Wissenschaften. Der zügellose Hang zur Sinnlichkeit, der bey diesem Volke herrscht, hat die Castrirungen veranlaßt; man ist grausam, um die Gesellschaft mit mehrerer Anmuth unterhalten zu können.

Eigentlich aber sind die Neapolitaner keine böse Menschen-Race; wenn sie Uebels thun, so rührt dieses von ihrer überaus großen Unwissenheit her. Das wollüstige Clima macht die Weiber hier sehr bereitwillig. Hiedurch, und durch den Sirocco-Wind, werden die Menschen so sehr entnervt, daß sie ihre Talente nicht entwickeln können. Die Weiber wissen von nichts zu reden.

Es ist ein Streit zwischen den Neapolitanern und Römern über den Rang ihrer Städte, so wenig sich diese auch gleichen. In Rom ist man traurig, in Neapel aber ist man munter. Rom über-

übertrifft alles an Künsten, ist aber gar nicht angenehm gelegen, dahingegen Neapel die herrlichste Lage von der Welt hat, allein, außer der Musik, die Künste sehr wenig cultivirt.

Die Weiber nicht allein in Neapel, sondern überhaupt in ganz Italien, sind sehr unbeständig in der Liebe, und rechtfertigen sich durch die eben so große Unbeständigkeit und Untreue ihrer Liebhaber. Sie führen oft folgende Verse des Metastasio an:

E la fede degli amanti
Come l' Araba fenice;
Che vi sia ciascun lo dice
Dove sia nessun lo sa.

„Die Treue der Liebhaber ist wie der Phönix „aus Arabien; jedermann sagt, daß es einen giebt, „allein niemand weiß wo er ist.“ Daher ist das Motto der Schönen dieses Landes: Molti averne, un goderne, e cangiar spesso. „Viele (Liebs„haber) haben, einen genießen, und oft wech„seln.“

Neapel hat ganz eigne Menschen-Klassen, die man nur hier allein findet. Es ist das Vaterland der Castraten, der einzige Wohnplaz der Lazaroni,

und der Hauptsitz der Banditen. Nur in dieser einzigen Stadt geschehen die abscheulichen Verstümmelungen, die zu den europäischen Opern so nöthig gefunden werden. Durchaus sind es Leute vom niedrigsten Pöbel, die ihre Kinder zu dieser Operation hergeben, in der Hofnung, daß sie dereinst im Stande seyn werden, ihren Aeltern Gutes zu thun. In dieser Hofnung aber werden sie auf mannichfaltige Art betrogen. Oft entwickelt sich auch die Stimme nicht, oder das castrirte Kind zeigt keine natürliche Anlage zur Musik. Alle castrirte Knaben werden sehr zeitig in die Lehre gethan, wobey mit dem Lehrer der Vergleich gemacht wird, daß er, sobald sein Zögling im Publico auftreten kann, einige Jahre lang dessen Besoldung ziehe. Dieses ist die Belohnung für seinen Unterricht, der von der Peitsche unzertrennlich ist. Man kann also sagen, daß diese schöne Kunst, die den obersten Rang unter den Ergötzlichkeiten der europäischen Höfe einnimmt, den castrirten Sängern im eigentlichsten Verstande mit der Peitsche inoculirt wird.

Die Anzahl dieser Schlachtopfer ist hier so groß, daß sie weit das Singbedürfniß aller Könige und Fürsten übersteigt; daher hat man ihnen

auch erlaubt, in den geistlichen Stand zu treten. Sie können aber nur Weltpriester werden, wobey ihnen verstattet wird, Messe zu lesen. Da nun hiezu nach den Kirchengesetzen ein unverstümmelter Mensch nothwendig erfodert wird, so hat man die sophistische Auskunft getroffen, daß ein solcher Priester die ihm ausgeschnittenen Theile zu sich stecken muß, wenn er sich dem Altare nähert.

Es ereignete sich hier vor wenig Jahren mit einem Sänger, Namens Balani, ein sehr sonderbarer Zufall. Dieser Mensch kam auf die Welt ohne sichtbare Zeichen derjenigen Theile, die bey der Castrirung ausgenommen werden. Man hielt ihn also für einen gebornen Castraten; ein Gedanke, der durch seine Stimme bestätigt wurde. Er lernte die Musik, und sang einige Jahre auf den Theatern mit Beyfall. Eines Tages aber griff er sich bey der Vorstellung einer Oper in einer Arie ganz ungewöhnlich an, durch welche Anstrengung denn auf einmal die Natur die bisher verborgen gehaltenen Theile herausschlüpfen ließ. Sie nahmen den für sie eigentlich bestimmten Ort ein, und von dem Augenblicke an, noch während dem Singen, verlor sich die Stimme, und mit

ihr alle seine Aussichten zum künftigen Unterhalt.

Die Lazaroni sind eine Menschengattung, die keine einzige Stadt in der Welt besitzt, und welche daher als ein wahrhaft moralisches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf vierzigtausend, die weder Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung, noch Lebensunterhalt haben, sich durch die äusserste Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewissen Vereinigung leben. Hiedurch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesezt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Clima, und die Trägheit, haben hier diese Menschenklasse erzeugt. Ein Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, blos von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortreflich, und in solcher Menge darbringt: seine körperliche Bedeckung ist äußerst gering, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung selten in Häusern, sondern gewöhnlich auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalte der kleinste

Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannichfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern, u. s. w.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieses ist auch durchaus nöthig, denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so würde Neapel eine Mördergrube werden. Da sie außer dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen könnte. Es ist daher auch unerhört, daß sich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen lassen.

Diese Banditen sind hier zahlreich, werden von vornehmen Personen beschützt, haben viele Zufluchtsörter, und erhalten für ihre Mordthaten richtige Bezahlung. Indessen ist diese gering, denn oft sind blos einige Zechinen der bedungene Preis für das Leben eines Menschen. Wie gleich-

gültig sie dieses Mordgeschäfte ansehen, beweist die Kaltblütigkeit und Dreistigkeit, womit sie morden. Ich habe hier mit eignen Augen eine solche That gesehn, da nach geendigter Oper die Zugänge des Schauspielhauses voller Menschen waren. Zwey Personen, von welchen der eine ein Offizier war, waren die geweiheten Opfer. Man ließ sie ruhig in ihre Kutsche steigen, und ehe solche wegen des Gedrängs fortfahren konnte, traten zwey Banditen zu gleicher Zeit hinzu, und gleichsam mit Einem Tempo geschahen beide wohlgezielte Dolchstöße, die zwey gesunde nichts befürchtende Männer, in einem Augenblicke, zu blutigen Leichen umstalteten. Es wurde den folgenden Tag überall bekannt, daß der lüderliche Sohn eines vornehmen Ministers diese Expedition besorgt habe, die auch gar keine Folgen hatte.

Man würde sich irren, wenn man diese Banditen als Ungeheuer betrachten wollte. Sie sind es zwar nach unsern Begriffen, allein sie selbst, durch Erziehung, Gesetze, und Religionsbegriffe gerechtfertigt, betrachten ihr sauberes Gewerbe nicht in so schwarzem Lichte. Daß sie durch Mordthaten Sünde begehen, wissen sie sehr wohl, allein nur eine Sünde, wovon sie der nächste

Beichtstuhl befreyt; sie haben daher blos die ihnen zuerkannten Bußübungen vor Augen, und dürfen nur allein das Verhältniß zwischen diesen, die mehrentheils in Gebeten bestehen, und dem erworbenen Mordgelde berechnen. Da überdem so viele dieser Verbrechen ungeahndet bleiben, und die geahndeten selbst nur durch einige Jahre Galeerenarbeit gestraft werden, so weiß ich nicht, woher der unwissende Bandit die wahren Begriffe von seinem infamen Handwerke hernehmen soll. Da es einträglicher als andre Handarbeiten ist, und dieses Lohn noch dazu durch Müßiggang verdient wird, ein Umstand, der in diesem Clima sehr in Betrachtung kommt, so geht er seinem Brodte nach, und mordet unbekümmert fort; allein nie vergißt er neben den Dolch den Rosenkranz zu stecken, weil dieser leztere durchaus mit zu seinem Gewerbe gehört, um die begangne Mordthat sogleich durch das Herplappern einiger Ave Maria wieder auszusöhnen. Ist dieses geschehen, so betrachtet der Bandit seine Seele wie von aller Sünde gereinigt, und wartet nun wieder auf einen neuen Mordwink.

Die häufigen Vorfälle dieser Art erzeugen auch bey dem Volke eine Gleichgültigkeit, die auf-

serordentlich auffällt. Man spricht hier von einem Ermordeten ungefähr in dem Tone, wie bey uns, wenn jemand auf der Straße gefallen ist. Ist der Mörder kein Bandit, sondern ein Ehrenmann, der in seinen eigenen Angelegenheiten solche That verübt, so kann er sicher auf das Mitleiden des umstehenden Volks rechnen, das ihn beklagt, und zur Flucht alle Hülfe leistet. Von allen Seiten hört man das Wort: Poveretto! wodurch nicht der Ermordete, sondern der Mörder beklagt wird. Welch ein ungeheurer Contrast mit England, wo das Leben des geringsten Menschen ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, wo weder Rang noch Reichthümer den Mörder retten können, und wo, ihm die Flucht zu verwehren, selbst Standespersonen Hand anlegen!

Die Banditen beichten oft, gehen fleißig in die Messe, beobachten genau ihre Fasten, und rufen täglich den heiligen Januarius an. Auf diese Weise glauben sie ihre Religionspflichten zu erfüllen, und dereinst selig zu sterben. Vor einigen Jahren wurde hier ein Bandit vor Gericht gebracht, der viele Mordthaten begangen hatte. Er gestand sie ohne zu läugnen, ja er bekannte noch mehr Schandthaten, als man von ihm wußte.

Als man aber unter andern Fragen auch diese an ihn that: ob er auch die Fasten beobachtet habe? ward er böse. Dieser Zweifel beleidigte ihn ausserordentlich, und veranlaßte ihn, seine Richter mit Bitterkeit zu fragen: ob sie ihn denn nicht für einen Christen hielten?

Manche dieser Banditen stehen unter einem Anführer, der mehr Muth, mehr Verschlagenheit, mehr Geld, und was hiebey das Vornehmste ist, mehr Protection, oder eigentlich zu sagen, mehr Kunden hat, wie sie selbst. An einen solchen wendet man sich mit seinem Anliegen, und findet ihn jederzeit bereit, den verlangten Liebesdienst zu übernehmen. Von einem dieser Anführer, der in seinem Beruf streitend gestorben ist, weiß man einen sehr sonderbaren Zug, der diese Gattung von Sterblichen charakterisirt. Er wird von einem ihm unbekannten Edelmanne gedungen, einen Menschen in die andre Welt zu schicken, den er an einem gewissen Orte, zu einer bestimmten Stunde, und in einer genau bezeichneten Kleidung antreffen würde. Der Bandit nimmt das Handgeld, und giebt sein Wort, das Verlangte auszurichten. Einige Stunden nachher erhält er von eben diesem zum Tode ausgezeichneten Unbekannten

auch den Auftrag, seinen Feind umzubringen, der niemand anders als der vorgedachte Mordfreund war. Man beschreibt ihm, ohne dessen Namen zu sagen, Ort, Stunde und Kleidung, und bezahlt ihn reichlich voraus. Der Bandit, der nichts argwohnt, verpfändet seine Ehre, daß nichts den Andern vom Tode retten soll. Die für beide Rachsüchtige so entscheidende Nacht bricht an. Die Mörder finden sich an dem bestimmten Orte ein, treffen den zweiten Besteller an, und expediren ihn in der Geschwindigkeit. Die nächste Stunde war für den Andern bezeichnet. Sie nehmen ihre angewiesenen Plätze ein, während der Zeit der Anführer auf seinen Raub lauert. Der Unglückliche erscheint, und indem sie sich nähern, erkennen sie einander. Der Bandit erschrickt, da er in seinem Kundmanne das bestimmte Schlachtopfer erblickt. Er giebt ihm mit wenig Worten von seinem vollzogenen Auftrage Nachricht, entdeckt ihm aber auch zugleich, daß er einen ähnlichen ihn selbst betreffenden von seinem ermordeten Feinde erhalten habe. Er bezeigt ihm sein Beyleid über diesen Umstand, und betheuert seine Unwissenheit, die dieß Mißverständniß veranlaßt habe. Der Kundmann begreift von allen diesen Klagen nichts, bis

er den sonderbaren Schluß der Rede hört: „Da „nun Ihr Feind, der mich gedungen hat, todt ist, „und er mir also keine Vorwürfe machen kann, „wenn ich Sie, mein Herr, leben ließe, so habe ich „doch Geld empfangen, Sie umzubringen, und „ihm deshalb mein Ehrenwort gegeben. Die-„ses muß ich halten." Eine Versicherung, die mit einem Dolchstoße begleitet war, der die Scene endigte.

Da verliebte Abentheuer oft solche Folgen haben, und diese Abentheuer von einem so warmen Clima ganz unzertrennlich sind, so hat man einen guten Gebrauch eingeführt, der von Palermo hieher gekommen ist. Man läßt sich nämlich, wenn man nicht sicher ist, von einer Art Menschen, die hier Vapos heißen, überall begleiten. Diese Leute sind stark bewaffnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, und überdem mit den Banditen bekannt, zu denen sie sich selbst gelegentlich gesellen, daher man unter ihrem Schutze ganz sicher ist. Sie werden sehr gut bezahlt: eine, auch zwey Zechinen den Tag; dafür verlassen sie aber auch ihren Schutzling*) nicht einen Augenblick, sondern ver-

*) Obgleich dieses neue Wort nicht im Adelungschen Wörterbuche steht, so verdient es doch vielleicht darin eine Stelle.

folgen ihn wie sein Schatten. Des Nachts sogar schlafen sie in ihren Mänteln gehüllt vor seiner Thüre auf der Erde. Einer meiner Freunde stand mit einer Dame in Verbindung, die für ihn sehr besorgt war, daher sie ihm unwissend einen solchen Vapo miethete, der ihn überall begleiten mußte. Die ersten Tage lebte er in steter Todesangst, weil er seinen Schutzgeist für seinen Verfolger ansah, bis ihm das Räthsel erklärt wurde.

Indessen so häufig die Mordthaten auch hier sind, so ist doch der Diebstahl selten, wovon ich im vierten Abschnitte die Ursache angegeben habe, da sie in ganz Italien aus Einer Quelle kommt. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bey so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizey, würden die Diebe freyes Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es. Man trägt ganze Körbe mit Silberzeug, das man im Theater zum Nachtessen oder zu Erfrischungen gebraucht hat, durch die finstern Straßen*) nach Mitternacht, ohne angetastet zu werden.

*) Im vorigen Jahre (1786) hat man angefangen, die Stadt Neapel des Nachts mit Lampen zu erleuchten.

Obgleich aber die Neapolitaner gewaltsame oder hinterlistige Entwendungen scheuen, so ist dennoch der Trieb, sich Andrer Eigenthum unter einem Scheine des Rechts zu bemächtigen, bey ihnen eben nicht schwach. Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, wo so viele Prozesse geführt werden, als in Neapel. Es wimmelt deshalb auch hier von Advokaten, und die Tribunale sind zahllos. Diese Prozeßsucht haben sie noch von den Normännern beybehalten, die ihnen im eilften Jahrhunderte diese Leidenschaft einflößten, und solche zugleich mit ihren Gesetzen einführten, nach welchen noch jezt das Land regiert wird.

Die Pederastie ist in Neapel mehr als in irgend einer andern Stadt von Italien gebräuchlich. Clima und Müßiggang befördern diese unglückliche Leidenschaft in einem Lande, wo das Frauenzimmer auf seine Reize eben nicht stolz seyn kann. Ich habe noch keine große Stadt in Europa gesehen, wo man so sehr die gute Bildung des schönen Geschlechts vermißt, als hier. Diesen Mangel ersetzen sie nur sehr schwach durch eine unbegränzte Wollust. Lord Tilney, ein großer Pederast, der vor einigen Jahren gestorben ist, hatte deshalb auch Neapel fünfundzwanzig Jahre lang

zu seinem Aufenthalte erwählt. Um einen Criminal-Prozeß in England zu vermeiden, der ihm wegen diesem seinen Lieblingstriebe angedroht wurde, den kein Volk mehr haßt, als die Engländer, verließ er sein Vaterland auf ewig, und lebte von seinen in achtzehntausend Pfund Sterling bestehenden Einkünften in Italien mit der Pracht eines großen Fürsten. Er war gewöhnlich im Sommer zu Florenz, und im Winter zu Neapel, wo er sehr glänzende Feste gab, und befriedigte seine unnatürliche Leidenschaft bis an seinen Tod.

Eine Landessitte, die auch die Pederastie in Italien befördern hilft, ist der abgeschmackte Gebrauch, von Mannspersonen alle Weiberdienste verrichten zu lassen. Dieser Gebrauch kommt von dem alten barbarischen Vorurtheile her, nach welchem die Keuschheit als die größte aller nur möglichen Tugenden, und die Unkeuschheit als das abscheulichste Laster angesehen wurde. Um nun dieses zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt alle Dienste den Männern, die sogar den Frauen und unverheiratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gasthöfen in ganz Italien ist dieser Gebrauch beybehalten, wo man kein weibliches

Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen; sogar daß der Mann einer gemeinen Frau, wenn er gleich durch seiner Hände Arbeit Brodt ins Haus schaffen muß, dennoch die ihm kostbare Zeit mit seinen Hausdiensten zu verschleudern genöthigt wird. Er muß hingehen, Lebensmittel einzukaufen; er muß sie selbst zubereiten, ja er muß Wohnung und Geschirre reinigen, während seine theure Hälfte zum Fenster heraussieht, sich putzt, oder spazieren geht. Man wird vielleicht glauben, daß nur ein guter Ehemann sich so gegen ein geliebtes Weib betragen könne; aber nein, gut oder böse, so ist dieses seine Pflicht, wofür ihm das Weib gar keinen Dank sagt. Ich habe diese sonderbare Sitte noch von keinem Reisenden bemerkt gefunden, indessen ist sie buchstäblich wahr, wie alle diejenigen bezeugen können, die nicht blos auf Kunstwerke, Büchersammlungen und Schauspiele ihre Neugier eingeschränkt, sondern auch das sittliche Leben zum Gegenstand ihrer Beobachtungen gemacht haben.

Neapel ist der einzige Ort in der Welt, wo das so berüchtigte Gift Aqua Tofana verfertigt

wird. Es sind jedoch zum Wohl der Menschheit nur sehr wenige Personen hier, die es zuzubereiten wissen. Man hat die strengsten Verordnungen nicht allein gegen den Verkauf desselben, sondern selbst gegen diese Zubereitung gemacht, wodurch das Uebel zwar gemildert, aber nicht ausgerottet worden ist. Dieses außerordentliche Gift ist glücklicherweise in Deutschland noch unbekannt. Nichts ist gefährlicher als dieses unselige Mittel, gegen welches keine Vorsicht sichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Bestandtheile desselben zu erfahren, die aber nur ein Theil von diesem wunderbaren Arkano sind. Es wird aus Opium und spanischen Fliegen gemacht. Das Sonderbare dabey ist, daß es so klar wie das reinste Wasser aussieht, und keinen Geschmack hat, daher man nicht dagegen auf seiner Hut seyn kann. Es greift die edelsten Theile im Körper an, verursacht keine Zuckungen, noch besondere Schmerzen, sondern einen schmachtenden dahin sinkenden Zustand, der aller Kunst Trotz bietet, und einen sichern Tod zur Folge hat. Wie künstlich man es verfertigen müsse, kann man daraus abnehmen, daß von eben diesen beiden Ingredienzien, deren Wirkung hier so

schreck-

schrecklich ist, die Chineser ein ungemein kräftiges Mittel zur Stärkung für den sechsten Sinn zu machen wissen.

Die Lebensmittel sind in Neapel sehr wohlfeil, daher die Volksmenge auch so groß ist, die sich hier auf 350,000 Seelen erstreckt. Tausende finden sich aus den Provinzen ein, da die Erwerbnisse in dieser Residenz so mannichfaltig, und die Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind. Man schläft auch hier mehr, als in einer Stadt in Italien, das heißt, in der warmen Jahreszeit den größten Theil des Tages, wobey man fast die ganze Nacht wachend ist. Die Tagesvergnügungen haben so wenig Reiz für die Neapolitaner, daß sie nicht einmal in dem ganzen Umfange ihrer Stadt einen Spaziergang haben, wo man unter dem Schatten der Bäume lustwandeln könnte. Ein guter Gebrauch aber ist die hiesige Mode, in warmen Tagen bey Besuchen, selbst im Hause des Besuchten, seinen Anzug zu wechseln; und wenn es gleich nur ein Hemde ist, so spürt man das Wohlbehagende dieses Wechsels.

Neapel hat wenig vortrefliche Werke der Baukunst aufzuweisen, ob man gleich große und prächtige Kirchen, Klöster und Paläste sieht.

Man hat hier vorzüglich Geschmack an dem Ausschweifenden in den Künsten, und dieser offenbart sich auch in Gebäuden, Springbrunnen, u. s. w. die mit den römischen sehr contrastiren. Das Steinpflaster aber ist hier sehr gut, und besteht fast durchgehends aus der Lava des Vesuvs, die man in großen und breiten Stücken ausgehauen hat. Die Dächer der Häuser sind ganz flach, daher bey einer Belagerung die Stadt in einer sehr üblen Lage seyn würde.

Die Apotheken muß man hier in den Klöstern suchen, die alle dergleichen haben, wo die Arzneymittel zubereitet und verkauft werden. Die Armen erhalten sie umsonst; wie man denn überhaupt den Neapolitanern die Wohlthätigkeit gegen Dürftige nachrühmen muß. Das überaus reiche Karthäuser-Kloster allhier ernährt täglich einige Tausend derselben, die zu ganzen Schaaren den Berg besteigen, worauf dieses Kloster liegt, das eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat, und wegen seines Reichthums nach den neuern politisch-kirchlichen Grundsätzen wohl keine lange Existenz mehr hoffen darf.

Solche Unternehmungen und Reformen sind in keinem Lande leichter auszuführen, als in Si-

cilien, wo der König das außerordentliche Prärogativ hat, beständiger Legat des römischen Stuhls zu seyn. Er kann nach seinem Gefallen alle weltlichen und geistlichen Personen dieses Königreichs excommuniciren und lossprechen. Kein Rang noch Würde, wäre es auch ein Kardinal, kann sich daselbst seiner Gerichtsbarkeit entziehen. Der dortige königliche Repräsentant führt auch den höchst sonderbaren Titel: Beatissimo Padre (Allerseligster Vater), der ihm in allen Bittschriften gegeben wird. Ob der König dieses Prärogativ nun gleich in Neapel nicht hat, so hat man doch hiedurch gewisse hohe Begriffe von seiner geistlichen Gewalt erlangt, wodurch viele willkührliche Maaßregeln gegen die Klerisey würden erleichtert werden, im Fall man dieses Vorurtheil recht benutzen wollte. Indessen hat man doch nie dahin gelangen können, die Inquisition einzuführen, gegen welches fürchterliche Tribunal sich das Volk zu wiederholtenmalen ganz unbändig gesträubt hat. Man sieht auch, daß der Mangel dieses Gerichts die Andacht bey den Neapolitanern nicht geschwächt hat, die sie durch die unabläßige Ausübung von Religionsgebräuchen äußern, und überdem auch die Fasten strenger als an einem Orte in Italien

beobachten; wodurch sie die Ausschweifungen büßen wollen, denen sie sich im Carneval ohne Maaß überlassen.

Dieses Carneval ist hier überaus glänzend. Das große Opernhaus, St. Carlo, ist das prächtigste in Italien, und da das in Parma nicht gerechnet werden kann, weil es unbrauchbar ist, auch das größte in Europa. An gewissen Tagen wird es ganz mit Spiegeln geziert, und alle Logen von oben bis unten zu illuminirt, welches einen erstaunlichen Anblick macht. Ich sahe es einigemal in diesem Glanze. Der erste Eindruck war betäubend, allein es währte nicht lange, so empfand ich das Zweckwidrige und Unangenehme dieser zu großen Erleuchtung. Alle Theaterkünste gingen dabey verloren; man war zu geblendet, um etwas recht zu sehen. Was aber dieses Theater vorzüglich auszeichnet, ist, daß die Decorationen nicht wie in allen andern Ländern in großen Seitenschirmen bestehen, die schräg vorgeschoben werden, sondern sie machen hier nur drey ungeheure Wände aus, die den Hintergrund der Scene und die beiden Seiten einnehmen. Auf diesen drey Stücken werden die größten Gegenstände perspektivisch gemalt; eine Einrichtung, die keine gute Wirkung

thut, und daher auch wohl ohne Nachahmung bleiben wird. Dieses königliche Schaupiel ist, so wie die andern Theater der Stadt, in den Händen von Unternehmern, deren Contract nur einjährig ist, und die dabey nach den Umständen gewinnen oder verlieren. Es ist hier kein Theater für regelmäßige Lust- und Trauerspiele, allein verschiedene für Singpossenspiele, Zoten- und Marionettenspiele, die außerordentlichen Zulauf haben. Das Volk kann nicht leben, ohne ihren Polichinello anzugrinzen. Diese Rolle ist die Darstellung eines Calabrischen Bauers, der auf eine plumpe Art witzig seyn will, und in seiner Landessprache die elendesten Zoten sagt.

Die Neapolitaner haben indessen den Ruhm, den giganteßken Entwurf eines Schauspiels ausgeführt zu haben, das in den Jahrbüchern des Carnevals das einzige seiner Art ist. Dieses geschah vor ungefähr vierzehn Jahren, und ist seitdem bey jedem Carneval wiederholt worden. Der berühmte französische Maler Vienne, der sich damals in Rom befand, machte auf Verlangen den Plan dazu, und schickte ihn nach Neapel. Der Gegenstand desselben war eine Maskerade, die den Zug des türkischen Sultans aus dem Serail zu

Konstantinopel nach der großen Moschee vorstellen sollte. Der ganze Hof, der König und die Königin mit eingeschlossen, verband sich zu diesem höchst prächtigen Schauspiel, wobey man in Neapel bey hellem Tage, wie durch magische Kunst, nach der Residenz der Ottomannen versezt wird. Man sieht hier den Sultan, von seinen Sultaninnen und Sklavinnen, von allen Großen des Reichs, und von allen Beamten des Serails begleitet, wozu einige tausend Janitscharen kommen. Jedermann ist ganz nach dem türkischen Costume gekleidet, das auch fast in allen Theilen beobachtet wird. Die türkisirten Damen, die Bassen, Agen, Veziere, u. s. w. strotzen in den reichsten Kleidern, die von Juwelen schimmern. Da alles an einem solchen Tage glänzen will, und deswegen die größten Kosten nicht gescheut werden, so kann man vielleicht sagen, daß die Nachahmung hier die Pracht des Urbilds übertrifft. Der Zug geht durch die vornehmsten Straßen, und obgleich die königliche Familie sich mit dazu gesellt, so stellt der König dennoch nie den Sultan vor, sondern erscheint gewöhnlich unter der Maske eines Bassa. Dieser glänzende Aufzug geschieht mehrentheils gegen das Ende des Carnevals; bisweilen wird er

auch während demselben mehr als einmal wiederholt.

Der neapolitanische Adel ist überaus zahlreich, und zum Theil auch sehr reich. Die Titel des Grafen oder Marchese sind für die herrschende Eitelkeit desselben nicht hinreichend; man will durchaus Fürst oder Herzog seyn, daher diese beiden hohen Titel auch dem größten Theile der adelichen Familien eigen sind. Durch diese Gemeinheit verlieren sie viel von ihrem Werthe, und man würde Unrecht thun, sie mit den Fürsten und Herzögen andrer Länder in Eine Klasse zu setzen, da diese hochtönende Titel hier eigentlich nichts mehr bedeuten, als was an den Höfen von Berlin, Dresden, und in andern Residenzstädten in Norddeutschland ein jeder Edelmann ist. Der Maaßstab des Ansehens ist hier, so wie überall, Reichthum und Aufwand. Es giebt in der That einige dieser Fürsten, die mit der Pracht eines Königs leben, dahingegen andre in einem Stübchen zur Miethe wohnen, und sich sehr kümmerlich behelfen. Da die Läufer hier sehr gemein sind, und für geringen Lohn dienen, so hat ein solcher Principe unterm Dach auch ein Geschöpf die-

ser Gattung, das seinen ganzen Glanz ausmacht.

Man sieht hier so viele Kutschen wie in Paris, und die überdem weit mehr durch den Luxus blenden, da die mehresten mit vier, auch sechs schönen neapolitanischen Pferden bespannt, und von einer Menge reichgekleideter Bedienten und Laufer begleitet sind. Der Unterhalt dieser Bedienten wird durch die wohlfeilen Lebensmittel sehr erleichtert; besonders da sie mit einem geringen Lohne zufrieden sind, den sie als ein Glück betrachten, weil die gemeinen Leute hier kein größeres kennen, als in Neapel zu leben. Diese Menschen tragen lange Degen; ein Gebrauch, der meiner Meynung nach in der Unsicherheit seinen Ursprung hat, die ehemals hier noch weit größer war als jezt. Die Bedienten mußten daher ihre Herren schützen und vertheidigen, wenn die Banditen ihrem Berufe nachgingen, welches auch noch jezt geschieht.

Da Bildergallerien und Bibliotheken nothwendig mit zum Luxus der Großen gehören, so fehlt es auch hier nicht daran. Unter andern hat der Fürst Tarsia einen sehr prächtigen Büchersaal, wo Vergoldungen allenthalben mit außerordentlicher Verschwendung angebracht sind. Daß er

durch diese Pracht nicht die Musen besonders hat ehren wollen, sieht man an seinem Stalle, der auch reichlich bemalt und verziert ist. Seit einigen Jahren hat auch die Königin eine deutsche Bibliothek zu ihrem eigenen Gebrauche angelegt, welche der berühmte Maler Füger in Wien durch seinen Pinsel geschmackvoll verschönert hat.

Es ist merkwürdig, daß man in Neapel weniger neue Kunstwerke antrifft, wie in andern großen Städten von Italien. Die besten von den ehemals vorhandenen hat man nach Spanien geschickt. Auch selbst an antiken Kunstwerken hatte Neapel vor der Entdeckung von Herculanum, Pompeja, und Paestum großen Mangel, der aber durch das Auffinden dieser alten Städte reichlich ersezt wurde. Daß man aber einen so überaus schönen Fund nicht besser genuzt hat, erregt den Schmerz aller Gelehrten und Künstler, und wird ein ewiger Gegenstand des Bedauerns für unsere Nachkommen seyn.

Man ist mit diesen Schätzen, welche nicht allein Neapel, sondern eigentlich der ganzen aufgeklärten Welt gehörten, auf die unverantwortlichste Weise umgegangen.

Wenn nicht so viele unleugbare Thatsachen, die vor den Augen der ganzen Welt offen daliegen, die Barbarey und geringe Cultur in Italien überzeugend bewiesen, so würde die Hunnische, eines Attila würdige Verfahrungsart bey einer so außerordentlichen Entdeckung schon allein hinreichend seyn, die gegenwärtige Cultur der Neapolitaner zu charakterisiren, die einen so großen Theil der italienischen Nation ausmachen, und die, wenn man gleich annimmt, daß sie hinter ihren Landsleuten stehen, doch wahrlich mit ihnen eben nicht contrastiren. Es ist daher unverschämt, wenn nach solchen notorischen Handlungen sogenannte Sachwalter dieses Landes auftreten, um die Italiener, die der Zeitrechnung und ihrer körperlichen Existenz nach im achtzehnten Jahrhunderte, dem Geiste nach aber im sechszehnten leben, mit den aufgeklärtesten Nationen unsers Welttheils in Eine Klasse zu setzen.

Die in Neapel herrschende überaus große Unwissenheit, die Mutter des Aberglaubens, und die daraus entstehende engbrüstige Denkungsart, hat sich bey Gelegenheit dieser so denkwürdigen Entdeckung in dem hellesten Lichte gezeigt. Die poetische Fabel von Geistern, welche Zauberschätze

bewachen, die sie nicht brauchen können, wurde hier realisirt. Man stellte Wachen aus, gewährte mit vieler Schwierigkeit den Anblick dieser Seltenheiten, und verbot strenge alle Untersuchungen, die auf der Stelle gemacht werden konnten. Ja noch jezt ist es hier nicht erlaubt, nur die kleinste Inschrift abzuschreiben, oder den geringsten Gegenstand zu zeichnen. Der große Winkelmann führte hierüber schon die bittersten Klagen. Da er diese berühmten Ruinen besuchte, gab man auf alle seine Bewegungen Acht, und betrug sich dabey auf eine so neidische und niedrige Art, daß der ganze diesem vortreflichen Manne so eigene Enthusiasmus fürs Alterthum nicht dagegen aushalten konnte. Er entfernte sich daher, ohne Beobachtungen zu machen, die wir und die Nachwelt also unglücklicherweise verloren haben.

Man kann sich nichts barbarischer denken, als die dabey getroffnen Anstalten. Die aus Herculanum herausgezogenen Kunstwerke, Geräthe, u. s. w. wurden nach Portici gebracht, eine Stadt, die auf die Lava des Vesuvs gebaut ist, welche Herculanum begraben hat, daher eine auch genau über die andre liegt. An diesem höchst unsichern Orte, am Fuße des feuerspeyenden Berges, wer-

den noch auf den heutigen Tag diese Schätze aufbewahrt, von denen man die höchsten Erwartungen hatte, die aber durch Dummheit, Nachläßigkeit, Geiz, und einen sinnlosen Neid fast ganz vereitelt wurden. Der kostbarste und unschäzbarste Theil der gefundenen Sachen waren die Manuscripte, die man mit Erstaunen wie unbrauchbaren Plunder hingeworfen und vernachläßigt sieht. Es sind eigentlich Rollen, welche die Gestalt von kleinen runden schwarzen Hölzern haben, und anfangs unmöglich schienen entwickelt zu werden, weil sie durch den Brand so vertrocknet waren, daß sie bey der Berührung in kleine Blätterchen zerfielen. Ein sinnreicher Mönch aber, Namens Piaggio, ein Genueser, übernahm diese höchst schwierige Arbeit, und bewirkte diese Entwickelung vermittelst einer Maschine. Das Werk ging indeß sehr langsam von statten, weil man ihm nur einen einzigen Menschen zum Gehülfen gab. Diese so übel angebrachte Sparsamkeit, wenn man anders mit diesem Namen den schmutzigsten Geiz bezeichnen kann, ist schuld, daß von mehr als achthundert Rollen nicht mehr als vier Rollen wirklich abgewickelt wurden, die zufälliger Weise eben nicht wichtig sind. Hiebey ist es geblieben; die Arbeit ist jezt

eingestellt, und die noch vorhandene Manuscripte werden mit Füßen getreten. Sie sind also für die Welt auf ewig verloren. Man ist dem anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jezt so getreu geblieben, daß noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist, wodurch denn der gute, geschickte und fleißige Mönch alle Lust zu dieser mühsamen Arbeit verloren hat.

Es ist zu verwundern, daß der hier befindliche englische Gesandte, Ritter Hamilton, der so viel beym Könige gilt und sein unzertrennlicher Gesellschafter ist, nicht seinen ganzen Credit angewandt hat, um diesem Unwesen zu steuern, und sowohl die gefundenen litterarischen als Kunst-Schätze ans Licht zu bringen, und für die Welt nutzbar zu machen. Er würde sich dadurch ein weit grösseres Verdienst und einen gegründetern Nachruhm erworben haben, als durch seine Hypothesen über den Berg Vesuv und andre Volkane, die, troz aller Versuche und Beobachtungen, doch nur Hypothesen sind und bleiben.

Man kann sich keine angenehmere Lustreise vorstellen, als von Neapel nach diesen begrabenen Städten. Der Weg dahin bis Portici, der eine deutsche Meile beträgt, ist eine ununterbrochene

Reihe von großen Flecken und Landhäusern. Pompeja liegt zwey deutsche Meilen weiter. Der Unterschied zwischen dieser alten Stadt und Herculanum besteht darin, daß leztere unter der Erde und bedeckt istl, Pompeja hingegen unbedeckt unter freyem Himmel zu sehen ist. Ihre weitere Entfernung vom Vesuv verursachte, daß sie nur mit Asche und Sand verschüttet wurde; allein das Loos von Herculanum war, unter der brennenden Lava selbst begraben zu werden. Da diese nun wegen der Härte schwer wegzuräumen, und überdem Portici, wie schon oben gesagt, gerade über die alte Stadt gebaut ist, so ist man mit einem Theile der so glücklich aufgefundenen Seltenheiten zufrieden gewesen, und hat das wirklich schon aufgegrabene größtentheils wieder zugeschüttet. Man muß mit Lichtern tief unter die Erde steigen, um das Wenige zu besehn, was der erste Eifer, durch die Neuheit gereizt, zum Vorschein gebracht hat, und man gleichsam zum Andenken dieser so merkwürdigen Entdeckung noch offen behält. Dieses ist ein sehr wohl erhaltenes Schauspielhaus in allen seinen Theilen, wovon man aber die Statuen, Gemälde, u. s. w. weggenommen hat, die das königliche Museum zieren. Man kann sich beym

Anblicke desselben nicht des Wunsches erwehren, daß dieses schöne Theater mit Beybehaltung aller seiner Zierrathen ganz aufgedeckt worden wäre; eine Unternehmung, welche die in diesem Werke schon so oft beklagte geringe Liebe zu den Wissenschaften, und eine sehr unrühmliche Oekonomie verhinderte. Freylich, wären hier die Knochen eines großen Heiligen aufzusuchen gewesen, so hätte man keine Kosten gescheut, um sie aus der Tiefe der Erde herauszuholen, und man würde sie sodann jezt nach Belieben küssen können. Es versteht sich, daß diese Ehre nur sehr vornehmen Personen zu Theil worden wäre, geringere hätten sich mit dem Glück begnügen müssen, blos die Einfassung der Knochen zu belecken.

Die Gleichgültigkeit, womit man diese so sonderbare Entdeckung behandelte, wird man noch bis auf den heutigen Tag in Pompeja gewahr, zu dessen völliger Aufdeckung es eben nicht ungeheurer Kosten bedurft hätte. Die Asche lag hier, wo sie am stärksten gefallen war, nicht höher als achtzehn bis zwanzig Fuß, an andern Stellen weit weniger. Diese wegzuschaffen, brauchte man blos viele Hände anzustellen, die in ein paar Jahren damit fertig geworden wären. Allein so wa-

ren der Arbeiter im Jahr 1779 nicht über dreißig, und auch diese würde man nicht finden, wenn man nicht Ehrenhalber, wenigstens dem Scheine nach, mit dieser Arbeit fortfahren müßte. Nur eine einzige Gasse ist aufgedeckt, obgleich die Entdeckung der Stadt schon vor sechsundzwanzig Jahren geschehen ist. Wie lächerlich dieser Kaltsinn mit dem strengen Gebote contrastirt, nichts aufzuzeichnen, oder etwas davon Andern zukommen zu lassen, kann ein jeder beurtheilen.

Dasjenige, was indessen in Pompeja schon aufgedeckt ist, stellt einen sehr außerordentlichen Anblick dar. Es erregt eine ganz eigene Empfindung, wenn man mit der gehörigen Kenntniß des großen Volks, das ehmals diesen Erdraum bewohnte, in der aufgedeckten Gasse dieser alten Stadt herumgeht, und Häuser, Bäder, Theater, Tempel u. s. w. vor sich sieht, von denen man sich unmöglich vorstellen kann, daß deren Erbauer vor siebenzehn Jahrhunderten lebten. Die Association der Ideen verursacht, daß man nur durch Ueberlegung diesen ungeheuern Zeitraum mit den Gegenständen in Verbindung bringen kann, die man vor Augen hat, und wovon viele, z. B. Häuser und Geräthe, blos ein Alter von wenig Jahren

dem

dem Anscheine nach beweisen. Man hat mit Verwunderung die Entdeckung gemacht, daß Neapel schon mit Lava gepflastert war; ein Beweis, daß diese Auswürfe des Vesuvs weit älter sind, wie man insgemein geglaubt hat.

Der Eingang von Pompeja ist nahe bey den ehemaligen Casernen der römischen Truppen. Man sieht noch auf dem Steinpflaster in der Stadt die Spuren der Wagenräder. Die Häuser sind nur klein, und ihre Hausthüren alle mit einer charakteristischen Figur in Basrelief bezeichnet, wodurch das Gewerbe und der Stand des Eigenthümers kenntlich gemacht ist. Die besten Malereyen, die man noch zur Zeit in Pompeja gefunden hat, waren an den Wänden eines Tempels der Göttin Isis befindlich. Diese bemalten Wände hat man von dem Gebäude abgesondert und weggeschafft.

Alles nämlich, was man sowohl hier als in Pästum ausgräbt, wird nach dem königlichen Palast in Portici gebracht, und daselbst in einer großen Anzahl Säle aufgestellt. Diese Sammlung von alten Gemälden, metallenen und marmornen Statuen, Büsten, Urnen, vertrockneten siebenzehnhundertjährigen Eßwaaren und Weinen, desgleichen Gefäßen und Geräthschaften aller Arten und Gat-

nungen ist in der That unermeßlich, und wäre hinrei- chend, alle großen Antiken-Cabinette in Europa an- zufüllen, wobey dieses dennoch das vollständigste blei- ben könnte. Selbst der Fußboden der Säle ist mit antiken mosaischen Steinen ausgelegt. Es ist ein wahres Labyrinth der Kunst und des Alterthums, das man wegen der zahllosen Menge von merkwürdi- gen Gegenständen nur sehr flüchtig durchgehen kann. Wäre die Sammlung in Neapel aufgestellt, so würde dadurch wenigstens unter den dortigen Künstlern das Studium der Kunst befördert werden; allein in Portici ist es nicht viel besser, als ob alles noch unterm Schutte läge, wozu noch die gefährliche Lage des Berges kommt. Man ist keinen Tag sicher, daß dieser [illegible] und unschätzbare Vorrath nicht von der Oberfläche der Erde wieder verschwinde. Demunge- achtet hat man sogar der vortrefflichen Bildsäule des Herkules, die jetzt in dem, durch Erbschaft dem Kö- nige zugefallenen Hofe des Palastes Farnese in Rom steht, hier ihren Platz bestimmt, und man wartet nur auf die nächste Vacanz des päbstlichen Stuhls, weil alsdann kein Widerspruch Statt findet, um sie hieher zu bringen. So weit geht die sonderbare Idee, hier ungenutzt Antiken auf Antiken zu häufen, und sie sodann auf gut Glück dem ersten Auswurfe des Berges Preis zu geben.

Vor der westlichen Seite liegt die berühmte Höle von Pausilippo, auf dem Wege, der von Neapel nach Puzzoli führt. Dieses kühne Werk, den Berg zu durchbrechen, wurde auf Befehl des Agrippa von zwey Freygelassenen unternommen, welche die Baukunst studiert hatten. Die Höle hat eine Länge von ungefähr tausend Schritten, und eine Breite von dreyzehn bis vierzehn Fuß. Sie verursacht einen seltsamen Eindruck, und beweist auffallend, was Menschenhände auszurichten vermögend sind. Am Eingange derselben ist ein mit Lorbern bewachsener Ort, den man für Virgils Grab hält, welches aber noch manchem Zweifel unterworfen ist. Diese Gegend hat auch noch andre sehr merkwürdige Gegenstände, als die Hundsgrotte, den See Agnano, und die Solfaterra, mit deren Beschreibungen alle Reisebücher angefüllt sind, daher ich sie hier füglich übergehen kann.

Auch von dem Vesuv wird man hier keine Beschreibung erwarten, da alle diesen berühmten Berg betreffende Nachrichten ewige Wiederholungen sind. Ich habe dieses große Natur-Produkt in der Ferne und in der Nähe angestaunt, und bin bis zu dessen höllischem Schlunde gestiegen, der, wie bekannt, beständig Steine und Asche auswirft, und unaufhörlich raucht. Man macht auch Sammlungen von der

Lava, die am Fuße des Vesuvs verkauft werden, und zwar von 650 verschiedenen Sorten in großen und kleinen Tafeln. Die Höhe des Berges über der See ist auf 1677 Fuß berechnet worden.

Die Leidenschaft des Königs, welche nicht für Künste und Wissenschaften gestimmt ist, wie aus obigem genugsam erhellet, hat das Militär zum Gegenstand, das aber demungeachtet sich hier in einem elenden Zustande befindet. Die Schweizerregimenter sind darunter die einzigen Soldaten; die übrigen Truppen verdienen keine Erwähnung. Sie sind von den arabischen und tatarischen Horden blos durch uniforme Kleidung, Waffen, und Eintheilung in Compagnien und Regimenter unterschieden. So wird sie ein jeder Sachkundige Deutsche beurtheilen, der sich durch die Spiele auf dem Paradeplatze nicht irre machen läßt. Die Hälfte der Armee liegt in der Hauptstadt; wenn man nun hiezu die Marine des Staats nimmt, die sich ganz hier befindet, und auf welche der König jezt große Aufmerksamkeit richtet, so ist man geneigt, sich von dem Vertheidigungszustande der Stadt vortheilhafte Begriffe zu machen. Allein diese Marine ist mit den Landtruppen von Einem Schlage. Unbedeutend wegen der geringen Anzahl Schiffe, woraus sie besteht, und ihrer schlechten Bauart, ihre Offiziers unwissend in allen Theilen

der Schiffahrtskunde, ohne Kühnheit dem wilden Elemente zu trotzen, ohne Ehrgeiz, und ohne Erfahrung, verdient sie kaum erwähnt zu werden. Um wenigstens einige dieser Eigenschaften und Kenntnisse von den großen Seefahrenden Nationen abzulernen, wurden im amerikanischen Kriege sechs junge Leute als Volontärs zur englischen, und sechs zur französischen Flotte geschickt. Diese Auserwählten, die ich selbst gekannt habe, waren ganz dazu gemacht, von der neapolitanischen Marine die richtigsten Begriffe zu geben, welche durch die Kriegserfahrung dieser Jünglinge wohl nicht sehr gebessert werden dürfte.

Indessen ist der Wunsch unter den Seemächten zu paradiren diesem Staate höchst angemessen. Neapel ist die einzige Residenzstadt, die am mittelländischen Meere liegt. Diese Lage, und ihre geringen Vertheidigungsmittel, setzen sie vieler Gefahr blos. Hiedurch wurde der englische Admiral Byng *) kühn gemacht, im Jahre 1718 die große Handlung des Popilius gegen den König Antiochus nachzuahmen, die wir in der alten Geschichte so sehr bewundern. Popilius, als römischer Gesandter, machte nämlich mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um den mächtigen Kö-

*) Dieses war der Vater des unglücklichen Admirals Byng, der 1756 in Portsmouth wegen dem Verlust von Minorca arquebusirt wurde.

nig von Syrien, mit dem er im freyen Felde an der Spitze seines Heers redte, und gebot ihm, ehe er aus demselben träte, sich zu erklären, ob er der Römer Freund oder Feind seyn wolle. Ein so kühnes Betragen that die verlangte Wirkung, und Antiochus wählte das erstere. Eben so machte es Byng, der damals eine zahlreiche englische Flotte im mittelländischen Meere commandirte. Die Admirals-Vollmachten haben bey dieser Nation gewöhnlich einen sehr großen Umfang; man überläßt diesen Befehlshabern alles zu thun, was sie ihrem Vaterlande vortheilhaft glauben. Byng verlangte die Neutralität des Königreichs Neapolis bey dem damaligen Kriege. Dieß schöne Land wurde zu der Zeit im Namen des Kaisers von einem Vicekönige beherrscht, der auf Byng's Antrag gerade die nämliche Antwort ertheilte, die Antiochus vor zweytausend Jahren gab. Es hieß: man wollte es überlegen, und nach gehaltener geheimen Rathsversammlung ihm den Entschluß der Regierung wissen lassen; wobey man ihm aber anzeigte, daß hiezu mehrere Tage erfodert würden. Byng's Antwort war sehr kurz und laconisch. Er zog seine Uhr aus der Tasche, legte sie auf den Tisch im Admiralschiff, und sagte: er gäbe dem Vicekönige nur vier Stunden Bedenkzeit sich zu erklären, nach Verlauf derselben würde er seine Maasregeln neh-

men. Dieses äußerst unerwartete Betragen war mit einer Bewegung der englischen Kriegsschiffe begleitet, die sich der Stadt näherten. Hof und Stadt waren außer sich vor Bestürzung, und ehe noch drey Stunden vergingen, bewilligte man alles was verlangt wurde.

* * *

So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bey einem so ergiebigen Stoffe leicht durch einige Bände hätte vermehren können; allein ich habe gefürchtet, das Echo Andrer zu werden, wofür sich ein Schriftsteller, der Länder-Beschreibungen liefert, nicht genug hüten kann. Er mache seine eignen Beobachtungen, so gut es ihm Zeit, Muſſe, und Fähigkeiten erlauben, und übergebe sie sodann dem Publico. Manche Leser werden vielleicht meine Urtheile zu strenge finden, und vermuthen, daß üble Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dieses ist aber nicht der Fall gewesen. Die Länge meines Aufenthalts in diesem schönen Lande, und zwar zu verschiedenen Zeiten, beweist gegen die Wirkungen der bösen Laune, die nicht leicht von langer Dauer sind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schicksale zu beklagen, habe ich hier vielmehr sehr angenehme Tage verlebt, und höchst verehrungswürdige

Italiener kennen lernen. Die Achtung aber, die ich ihnen schuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundschaftliche Dienste, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grade bestechen können, meine wohlgeprüfte Gesinnungen zu verläugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen. Man kann sich nicht entbrechen, dieses reizende Land strenge zu beurtheilen, wenn man bedenkt, was es gewesen ist, und was es seyn könnte. Trägheit des Geistes anstatt der hohen alt-italienischen Thätigkeit; Weichlichkeit an die Stelle jener Tapferkeit, die soviel unsterbliche Thaten erzeugte; und eine zufriedene Sklaverey anstatt der enthusiastischen Freyheitsliebe, welche, eine Reihe von Jahrhunderten, die Charakteristik der Bewohner dieses von Natur und Glück so sehr begünstigten Erdstrichs war. Wo man seinen Fuß hinsezt, tritt man auf classischen Boden, der die Reisenden beständig erinnert, daß sie sich im Vaterlande eines Virgils, Horaz, Cicero und der Scipionen befinden; daß Cäsar, vielleicht der größte aller Sterblichen, hier geboren wurde; daß hier, nach einem Zeitraume von tausend in Barbarey durchlebten Jahren, die Künste wieder aus der Asche hervorstiegen, und daß in den neuern Jahrbüchern Italiens die großen Namen eines Raphael, Buonarotti, Ariost und Columbus glänzen.

Rechtfertigung

gegen

die Beschuldigungen

des

Herrn Bibliothekar Jagemann,

die in diesem Werke befindlichen

Bemerkungen betreffend.

Es hat dem Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar gefallen, eine so genannte Ehrenrettung Italiens wider mich zu schreiben, und solche im deutschen Museum abdrucken zu lassen. Obgleich Streitschriften mancherley Art wenig Interesse fürs Publikum haben, so dürften doch solche, die ein großes und berühmtes Land betreffen, zu den Ausnahmen gehören; da es hier wohl nicht gleichgültig seyn kann, wer Recht hat. Nach Herrn Jagemanns Behauptung steht das mit so vielen Vorzügen der Natur begabte Italien auch in der Cultur oben an, da hingegen ich diesen Erdraum in Ansehung der meisten Eigenschaften, die ein Volk veredeln können, zu einer sehr untergeordneten Klasse rechne.

Ich wünschte indessen, daß Herr Jagemann, dessen Kenntnisse ich übrigens schätze, sich nicht durch den Enthusiasmus für sein geliebtes Italien zu unanständigen Ausdrücken und Behauptungen hätte hinreißen lassen. Die gröbsten Unwahr-

heiten, vorsezlich falsche Behauptuugen, Schmähsucht, Verläumdung, hämische Bemerkungen, u. s. w. sind Floskeln, die noch ganz den Stempel der Zelle haben, und unter Mönchen *) vielleicht für Galanterien gelten, deren eigentliche Bedeutung in der gesitteten feinen Welt aber Herr Jagemann in dem eleganten Weimar, wo er so vortrefliche Muster vor sich hat, noch nicht gelernt zu haben scheint, daher ich ihm die damit verknüpfte Beleidigung auch gern verzeihe. Es gehört in der That ein hoher Grad von Bosheit dazu, ein ganzes Volk vorsezlich zu verunglimpfen, und zwar eine Nation, die nicht am Südpol, sondern uns in der Nähe wohnt, deren alte und neue Geschichte wir wie unsre eigne kennen, und die jährlich von so vielen Deutschen besucht wird.

Unsre Beiden Urtheile und Meynungen von Italien sind sehr von einander unterschieden. Dieß ist beym ersten Anblick auffallend; da hier zwey Männer auftreten, die beide einen langen Aufenthalt in diesem Lande gemacht, und beide, durch erworbene Kenntnisse, das Recht zu haben glau-

*) Bekanntlich ist Herr Jagemann Mönch des Augustiner Ordens gewesen. Das Kloster, das er bewohnte, lag in der Stadt Florenz.

ben, ihre Urtheile öffentlich der Welt vorzulegen; allein eine nähere Betrachtung löst dieß Räthsel auf. Es ist daher durchaus nöthig, dem zweifelnden Leser den Standpunkt anzuzeigen, aus dem er unsern Streit, und die Ursachen der großen Verschiedenheit unsrer Meynungen zu beurtheilen hat.

Nichts ist wohl contrastirender, als Herrn Jagemanns vormalige Lebensart und die meinige. Ich that schon in einem Alter von funfzehn Jahren Feldzüge, und nach geendigtem Kriege führte mich der Durst nach Kenntnissen und eine unsägliche Begierde zu reisen zweymal fast durch ganz Europa, und zwar in einem Zeitraume von sechszehn Jahren. Ich sah alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die Oesterreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Pohlen; in jedem dieser Länder war ich mehr als einmal, ein Umstand, der wegen erweiterter Kenntnisse und neuer Vergleiche sehr zur Berichtigung alter Urtheile dient. Ich versuchte das Studieren mit den Reisen zu verbinden, bemühte mich dabey leidenschaftlich Bekanntschaft mit berühmten und merkwürdigen Menschen zu machen, und wo möglich ihren

Umgang zu genießen. Mein ganzes Leben also, von meinem ersten Jünglingsalter an, war Thätigkeit; während Herr Jagemann in einer Augustinerzelle sich pflichtmäßig mit dem Brevier beschäftigte, und weltlichen Wissenschaften nur in den Nebenstunden, oder wie sie in den Klöstern heissen, in den Recreationsstunden, mit Erlaubniß der Obern obliegen konnte. Daher mußte nun freylich ein jeder von uns einen unendlich verschiedenen Maaßstab haben; da ein rastloser Weltmann, dem Europa zu enge war, und ein andächtiger Klosterbruder, der in seiner Zelle Raum genug hatte, wohl die am meisten entgegengesezten Menschen sind, die man sich nur denken kann. Ich gestehe übrigens, daß ich Italien nicht so strenge beurtheilt haben würde, wenn ich nicht in diesem Lande täglich und stündlich, selbst unwillkührlich, Vergleiche mit der hohen Cultur Englands gemacht hätte; eine Cultur, von welcher ich nur ein schwaches Bild aufgestellt habe, das aber dennoch hinreichend ist, den unmeßbaren Abstand beider Länder einem jedem anschaulich zu machen.

Ich bin nicht so stolz, meine Bemerkungen für neu auszugeben, ich habe nur das geringe Ver-

dienst, sie vielleicht zweckmäßiger wie andre Reisende gruppirt zu haben. Herr Jagemann aber, der nichts als Lob verlangt, entblödet sich nicht, die berühmten Schriftsteller, Smollet und Sharp, die von Italien auch nicht vortheilhaft geurtheilt haben, als die elendesten Schmierer zu behandeln, und zu sagen, daß sie Italien nicht um einen Pfennig werth Ehre ließen, daß dieß Land für sie ein Gegenstand war zum rasend werden, und daß die Engländer sich ihrer und ihrer Reisebeschreibungen schämen. Die Engländer sich eines Smollets schämen? Welche Idee! Wenn sich denn doch jemand schämen soll, so gestehe ich, daß ich mich im Namen des Ehrenretters schäme.

Obgleich Smollet auf seiner Reise kränklich und mürrisch war, so konnte der Verfasser des Peregrine Pickle und des Humphry Klinker, dieser große Welt- und Menschenkenner, doch wohl lehrreiche Bemerkungen mitten unter seinen melancholischen Betrachtungen niederschreiben; und dieses hat er gewiß gethan, ohne dabey zu wünschen, daß die Regierungen in Italien die diebischen Wirthe möchten rädern lassen. Wie kann Herr Jagemann einen solchen Wunsch in die

Seele eines Engländers legen, da bekanntlich die Nation diese Rädersitte verabscheut? Entweder er weiß blutwenig von den brittischen Sitten, welches man doch von einem gelehrten Bibliothekar nicht wohl vermuthen kann, oder, welches ich noch mehr bedaure, seine Hitze reißt ihn über die Gränzen seines Wissens hinaus, und raubt ihm die so nöthige Kaltblütigkeit, die doch durchaus zur Prüfung der Wahrheit gehört.

Der Unwille des Ehrenretters strömt auch über den Franzosen Goudar aus, Verfasser des Espion Chinois, der sich gleichfalls freye Bemerkungen über ein Land erlaubte, worin er mehrere Jahre gelebt hatte. Er wirft diesem Schriftsteller seine in Italien genossenen Wohlthaten vor, und hegt auch die unphilosophische wunderliche Meynung, daß die Anzahl der zu sich genommenen Freymahlzeiten das Lob eines Landes bestimmen müssen. Ein jeder Unbefangener muß einräumen, daß die Gastfreyheit, diese zur Beförderung der Geselligkeit so nöthige und preiswürdige Sitte, nur gegen einzele Personen, aber nicht gegen ganze Städte und Länder verbindet. Der Reisende ist unwürdig, dem Publico seine Bemerkungen vorzulegen, der wegen der Menge wohlbe-

setzter Tafeln keine Mängel und Fehler in fremden Staaten wahrnimmt, sondern alles vortreflich und unverbesserlich findet, weil sein Magen gut gefüllt wird. Dieses erwartet auch der Herr Bibliothekar, obgleich in Italien die Gastfreyheit gewöhnlich nur sparsam ausgeübt wird. Freylich kommen sodann die Mahlzeiten höher in Anschlag. Ich überlasse ihm diesen Tarif zu machen, da man besonders in Klöstern, wo der Wanst der irdische Gott ist, sich vorzüglich dazu qualificiren kann.

Fast schäme ich mich, die Beschuldigung des angeblichen Ehrenretters zu widerlegen, wenn er sagt: „Schon in den ersten Zeilen zeigt der Herr „Verfasser eine ungemein große Unwissenheit in „der Geographie, Religion, und Sprache Italiens.“ Ich werde durch diese läppische Beschuldigung zu der verächtlichsten Klasse von Halbmenschen herabgewürdigt, die ein Land in allen seinen Theilen bereisen, und sich Jahre lang darin aufhalten, ohne weder von der Geographie, noch von der Religion, noch von der Sprache eines solchen Landes Begriffe zu haben. Ich dächte, daß wohl kein Zweifel herrscht, daß, im Ganzen genommen, das Clima in Italien einerley sey. Es ist ein

warmes Land, die Provinzen mögen von den Gebirgen oder dem Meere weit entfernt seyn, oder denselben nahe liegen. Ein Naturforscher mag zu physikalischen Beweisen dieses näher bestimmen; in philosophischer Rücksicht aber, da hier keine besondre Hypothese darauf beruht, ist es hinreichend, diesen ganzen Erdraum als ein warmes Clima zu bezeichnen. Die bekannte Verschiedenheit desselben, in Ansehung der südlichen und nordlichen Provinzen, aber ist nicht so groß, daß sie den sittlichen Charakter der Italiener bestimmen sollte. Der hier überaus tief eindringende Beobachtungsgeist des Herrn Jagemanns aber hat die sittliche Verschiedenheit der kleinsten Bezirke in Toskana bemerkt, und zwar, wie er erzählt, in seinem Kloster in Florenz, am Feste der Verkündigung Mariä, bey Verehrung eines Wunderbildes. Er hat bey dieser Andachtsübung beobachtet, daß die Sitten der Bewohner der pistojesischen und limigianischen Gebirge so rein und heiter sind als die Luft, die sie athmen; auch bey Ochsen und Eseln hat er diese Verschiedenheit gefunden.

Wenn ich sage: „Die Religion ist in Italien einerley," so sieht wohl ein jeder, daß ich von der allgemein herrschenden katholischen rede,

die hier noch bis auf den heutigen Tag keine andre christliche tolerirt. Herr Jagemann aber dehnt diesen Ausdruck mit großer Spitzfündigkeit weiter aus, und meynt, daß in einigen Staaten die Geistlichkeit mehr aufgeklärt, und der Aberglaube geringer sey; worauf er nach wahrer Mönchs Logik den Schluß fällt: daß ich Unrecht habe, die Religion in Italien für einerley zu halten.

Auch in Ansehung der Sprache konnte ich wohl, ohne im Traume zu schreiben, keine andre als die italienische im Sinne haben, wenn ich anführe, daß sie in Italien einerley ist; denn die Mundarten, die alle mehr oder weniger italienisch sind, können doch niemand berechtigen, diesem Lande vielerley Sprachen beyzulegen. Die verworrenen Dialekte, worin auch kein erträglicher Schriftsteller schreibt, verdienen wohl gewiß den Namen Sprache nicht, wozu sie der Ehrenretter Italiens eigenmächtig erheben will. Diese kauderwelschen Mundarten zeichnen sich übrigens so sehr von der cultivirten Landessprache aus, daß nur ganz tauben Ohren der Unterschied entgehen kann. Es dürfte daher vor der Hand die alte Meynung beybehalten werden, daß in Italien die Sprache einerley ist, so wie man von Deutschland

sagen kann, daß, aller Provinzialdialekte unerachtet, doch nur Eine wahre deutsche Schriftsprache Statt findet.

Ein jeder Leser kann nun nach seiner eignen Logik beurtheilen, ob der Herr Bibliothekar Jagemann befugt ist, mir blos wegen des gebrauchten Ausdrucks: „Clima, Religion, und Sprache „sind in Italien einerley,“ eine ungemein große Unwissenheit in der Geographie, Religion, und Sprache des Landes vorzuwerfen.

Ich nehme von der Behauptung, daß in Italien weise Gesetze sehr selten sind, nichts zurück. Die neuern Gesetze in der kleinen Provinz Toscana machen hier nur eine geringe Ausnahme, da von dem ganzen Lande die Rede ist. Herr Jagemann bekämpft in seiner Diatribe diese Behauptung aus allen Kräften, weil er ganz andre Begriffe als ich von weisen Gesetzen zu haben scheint; er führt eine Menge guter Verordnungen und ökonomischer Anstalten an: er redet von Landstraßen, von Dämmen gegen reißende Flüsse, von Hospitälern, und verschont nicht einmal die pontinischen Sümpfe, um die Weisheit der italienischen Gesezgebung unwidersprechlich zu beweisen. Aber, mein theurer Herr Bibliothekar! es ist ja

nicht die Rede von Lappland oder Kamtschatka, wo solche Anstalten unsre Bewunderung erregen würden, sondern von einem cultivirten Lande, dem Sitze der Künste, wo dergleichen lobenswerthe Operationen ohnehin vorauszusetzen sind, und die folglich auf der Waagschale der jetzigen hohen Cultur der aufgeklärtesten Nationen kein außerordentliches Gewicht haben. Wäre Herr Jagemann mit der Statistik der europäischen Staaten bekannt, ja wüßte er nur, was man im Preußischen seit vierzig Jahren zur Verbesserung der Länder für Verfügungen getroffen hat, er wäre gewiß mit seinem Verzeichnisse zu Hause geblieben.

Wozu die überflüßige Gelehrsamkeit des Ehrenretters, um zu beweisen, daß in den vorigen Jahrhunderten in dieser und jener Provinz Italiens manches wohl überdachte Gesez in Rücksicht auf Handel und Gewerbe gegeben worden ist? Wer wird dieses einen Augenblick bezweifeln? Die Geschichte des berühmten Landes ist zu bekannt, und in dieser Rücksicht wage ich dreist Behauptungen, ohne sie erst mit Beyspielen zu belegen, wozu Folianten gehören, die ich nicht schreiben wollte, und niemand lesen würde. Ein jeder unparteyische Geschichtforscher, der die Jahrbücher der Staaten

mit philosophischem Geiste studirt, wird mir Recht geben. Die Resultate dringen sich von selbst auf. In diesem Bewußtseyn konnte ich sie niederschreiben, ohne, wie Herr Jagemann sagt, zu verlangen, daß man mir auf meine Cavalierparole glauben soll. Dieses müßte der Fall seyn, wenn ich über Japan schriebe. Aber über Italien? Hier ist in wenig Worten eine Skitze, wie es jezt ist, und nur ein Fremdling in der Geschichte unsrer Tage kann dazu Belege fodern:

Man stelle sich ein Land vor, wo nicht die geringste Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten ist; wo das canonische Recht als die vornehmste aller Wissenschaften angesehen wird; wo man eine unbedeutende Schlägerey auf der Gasse, und einen Meuchelmord beide mit den Galeeren bestraft; wo die Kirchen zu Freystätten für die verruchtesten Bösewichter dienen; wo die Folter, die Anklage der Zaubereyen, und die sogenannten Gottesgerichte noch gäng und gäbe sind; wo die gewöhnlichste

Züchtigung für geringe Vergehungen der Schnellgalgen ist, der die Leidenden zu Krüppeln, und folglich zu fernern Arbeiten untüchtig macht, (eine Strafe, die das Gepräge der höchsten Barbarey trägt;) wo die Handanlegung an einen Priester ein Capitalverbrechen, die Toleranz ein unbekanntes Wort, und die Freyheit ein Unding ist; wo der Aberglaube mit seinem eisernen Zepter von den Alpen bis an die äusserste Landspitze Italiens, in Palästen und in Hütten gleich allmächtig herrscht; wo der Cölibat für die höchste Tugend, und der Patriotismus für keine gehalten wird; wo die Finanzeinrichtungen schlecht sind; wo der Kriegsetat zu Lande und zu Wasser elend; wo der Handel unbedeutend ist, und der Ackerbau vernachläßigt wird. Wenn dieses, mit geringem Unterschiede, mehr oder weniger, die unleugbare Charakteristik eines ganzen Landes ist, so dürfte es doch wohl erlaubt seyn, von demselben zu sagen, daß gute Regierungen und

weise Gesetze allda selten sind, und daß die National-Cultur noch nicht zu einer großen Höhe gestiegen ist.

Diese Staatsgebrechen Italiens, die jedermann bekannt sind, aber dem grundgelehrten Hrn. Bibliothekar, welcher mit lauter Unwissenheit um sich wirft, nicht bekannt zu seyn scheinen, veranlaßten den berühmten Beccaria in seiner vortreflichen Schrift: Von Verbrechen und Strafen, wenigstens einen Theil derselben zu rügen. Dieser italienische Philosoph, dessen Competenz seine Nation zu beurtheilen der Diatribist wohl nicht bezweifeln wird, klagt unter andern über die unglaublichen Justizmängel in seinem Vaterlande, und ruft endlich aus: *) „Was nenn' ich „Gesetze! Das schäckigte Allerley verwirrter Ein„fälle, welche sich wechselsweise aufheben und ein„ander widersprechen, wodurch der tugendvolle „Weise gar oft der strengsten Strafe ausgesezt „wird; verwirrter Einfälle, sage ich, welche den „Begriff von Tugend und Laster wankend und „zweifel-

*) Von Verbrechen und Strafen S. 32. nach der deutschen Ausgabe des Herrn Ordinarius Hommel.

„zweifelhaft machen, tolle und unnütze Anord„nungen, welche uns unserer Güter nicht ver„sichern, und den ganzen Staatskörper in ei„nen Todtenschlummer versenken?“ Er sagt ferner: *) „Hätte ich auch kein ander Verdienst, „als daß ich deutlicher, als jemals vor mir geschehen „ist, Italien dasjenige vor Augen gelegt habe, was „bereits andre Nationen zu schreiben gewagt, „und auszuüben angefangen, so würde ich mich schon „für glücklich halten; gelänge es mir aber vollends, „daß ich zur Behauptung der allgemeinen mensch„lichen Rechte etwas beytragen, und irgend ein „unglückliches Schlachtopfer der Tyranney oder „Unwissenheit (zwey gleich schreckliche Scheusale) „der Todesangst entreißen könnte, so würde mein „Glück vollkommen seyn.“

Der Diatribist entschuldigt die Regierungen in Italien wegen der Fortdauer der abergläubischen Meynungen und Gebräuche, weil sie diesen Theil der Aufklärung den Bischöfen überlassen; dagegen versichert er, daß zur anderweitigen Aufklärung durch Künste und Wissenschaften so viele Stiftungen und öffentliche Anstalten vorhanden wären, daß nur ein Reisender mit verschlossenen

*) Seite 57, eben daselbst.

Augen selbige nicht sehen könnte. Da es menschenfreundlich ist, selbst seinem Gegner philosophische Lehren zu ertheilen, so erkenne ich, wie sich's gebührt, die Herablässung des Herrn Bibliothekars, mir, wie er ausdrücklich sagt, den wahren Maasstaab der allgemeinen Aufklärung eines Volks an die Hand zu geben. Ich soll nämlich blos die Sprache einer Nation untersuchen. „Ist sie, (sagt er,) „so reich, daß sie alle Gegenstände der „menschlichen Kenntnisse, alle Schattierungen der „Ideen, alle mögliche Richtungen und Wendun„gen der menschlichen Affekte durch eigene Worte „und Redensarten ausdrücken kann; sind alle „Ideen eines Volks anschauend; sind alle Pflich„ten des gesellschaftlichen Lebens eines jeden Stan„des und Berufs in Sprüchwörtern und Bildern „vorhanden; sind diese so voll Ausdruck, Witz und „Lebhaftigkeit, so deutlich und kurz, daß sie in das „Herz und Gedächtniß eines jeden Menschen leicht „eindringen, so kann der Herr v. Archenholtz ver„sichert seyn, daß ein solches Volk so aufgeklärt ist, „als man es vernünftiger Weise wünschen kann. „Daß diese Eigenschaften der italienischen Sprache „in einem viel höhern Grade, als andern europäi„schen zukommen, davon kann er sich durch das

„reiche Wörterbuch der florentinischen Akademie „della Crusca, und durch viele andere Bücher, „die theils von den allgemeinen Sprüchwörtern „und Redensarten Italiens, theils von jenen be„sondern Provinzen handeln, überzeugen.“ (Also ein Wörterbuch, das man, um es auszudehnen, mit so vielen unitalienischen, z. B. lateinischen und französischen Wörtern, mit italienischen Endigungen geschwänzt, angefüllt hat, das folglich Wörter enthält, die in Italien der kleinste Theil, selbst der feinen Welt nicht versteht, dieses soll den großen Culturmaasstab von ganz Italien abgeben? —) Und nun das Resultat: „Er vergleiche sie mit „jenen Sprachen anderer europäischen Nationen, „und er wird gar bald gewahr werden, daß sie „dieselben an Witz, Feinheit des Geistes, an „Scharfsinn, Klugheit, Welt- und Naturkennt„niß weit übertreffen.“ Das Problem, welches unwidersprechlich das aufgeklärteste Volk der Erde sey, ist also im Jahre Christi 1786 durch den Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar, vermöge seines sinnreichen Maasstabes, zum Vortheile der Italiener völlig aufgelöst.

Der Herr Bibliothekar, der den zweiten Theil meines Werks beurtheilt, muß den ersten nicht gelesen haben, oder, welches mir wegen der ihm mangelnden Kenntniß des englischen Volks leid thut, nicht haben lesen wollen, weil er von den Mördergruben an der Themse spricht, wo es bekanntlich keine giebt; sie passen zu den brittischen Sitten so wenig, als disputirende Zusammenkünfte, wo man über Freyheit, Aberglauben, und die Rechte der Menschheit öffentlich urtheilt, in Venedig, Rom oder Neapolis denkbar wären.

Der Ehrenretter, der alles durch ein italienisches Microscop betrachtet, und wahrscheinlich die Schattenspielmänner und Gaukler dieses Landes im Kopfe hat, sagt, ich soll nicht erwarten, daß er mich als einen Wundermann anstaune. Welche Wunderdinge habe ich denn geschrieben? Es ist wahr, ich habe nicht nachgebetet, sonst wären auch meine Reisebemerkungen sehr überflüßig gewesen; wo ich aber entscheidend sprach, war die Geschichte, womit ich nicht unbekannt bin, und die Erfahrung auf meiner Seite. Mein Werk liegt jedermann zur Prüfung offen; von Herrn Jagemann konnte ich freylich, wegen seiner unbegränzten Partheylichkeit, keine Zustimmung hoffen, obgleich manche

darin enthaltene Bemerkung seine Ideen würde berichtigt haben. Er ist so ganz Italiener, obgleich von Geburt ein Deutscher, daß er hier ohne alle Ursache, und ohne einen Beweis dadurch aufzustutzen, den großen Haufen der deutschen Reisenden, die über die Alpen gehen, wie Lotterbuben behandelt; denn er sagt, daß von keiner Nation so viel schlechtes Gesindel nach Italien wallfahrtet als von der deutschen, und daß die Aufgeklärten sich zu diesem Wust wie 1 zu 1000 verhalten. Man sieht hieraus, daß die Arithmetik eben nicht die Stärke des Herrn Ehrenretters seyn muß. Es ist übrigens hier nicht von den religiösen Wallfahrern, sondern von wirklichen Reisenden die Rede; z. B. von solchen, die, wie er sachkundig bemerkt, der Krämerey wegen reisen. Die gewöhnlichen deutschen Krämer lassen Italien wohl in Ruhe; ist aber ihr Handel ausgedehnt, so daß sie in den Rang der Kaufleute treten, daß sie entweder selbst kostbare entlegene Reisen thun, oder geschickte Buchhalter dahin senden können, so dürften diese wohl nicht zu dem schlechten Gesindel gezählt werden. Wer sieht hier nicht, daß der Ehrenretter die italienischen Tabuletkrämer, Käsehändler und Possenreißer im Kopfe hat, die allent-

halben herumziehen? Wenn man so seltsam heterogene Dinge unter einander wirft, so giebt man einen überzeugenden Beweis, daß man keinen Beruf habe, mit seinen Urtheilen aufzutreten.

Herr Jagemann, der nichts als Lob verlangt, der allen Unwissenheit vorwirft, die nicht seinem ungegründeten Panegyricus beystimmen, hütet sich sehr den Herrn Professor Schlözer zu nennen, oder hat vergessen, daß dieser würdige Gelehrte, auf den Unwissenheit wohl nicht passend ist, auch von dem gegenwärtigen Zustande der Cultur Italiens sehr nachtheilige Meynungen hat, die öffentlich gedruckt sind. Man muß die Parteylichkeit außerordentlich weit treiben, oder gar keine Begriffe von der Entwickelung und Anwendung der Nationalfähigkeiten eines cultivirten Volks haben, um nicht das Zurücksinken der Italiener zuzugeben. Herr Jagemann aber, gewohnt als Ordensgeistlicher leere Räume zu durchirren, und sich in Gedanken bis in den Himmel zu versteigen, macht einen Salto mortale, und behauptet, daß seine geliebte Nation auch in keiner Wissenschaft hinter den cultivirtesten Völkern Europens stehe; ja er fodert mich auf, das Gegentheil zu beweisen. Dieser Beweis würde eine

Verspottung des lesenden Publikums seyn; denn jeder, der nicht ganz ein Fremdling in der Litterärgeschichte ist, ja wenn er auch nur unzusammenhängende Ideen von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften hat, muß gewiß bey dieser sonderbaren Behauptung des gelehrten Bibliothekars lächeln. Selbst die Fakultätswissenschaften werden in Italien so schlecht cultivirt, daß man ins 16te Jahrhundert zurückgesezt zu seyn glaubt. Ich erstaune, daß Herr Jagemann als Theolog sich nicht des unermeßlichen Abstands erinnert hat, der zwischen der Theologie Statt findet, wie sie in allen ihren Zweigen in Italien und Deutschland cultivirt wird. Hier fällt aller Vergleich weg. Von dem elenden Zustande der Medizin und der Chirurgie in diesem Lande bin ich selbst ein schreckliches Beyspiel. Ein unglücklicher Fall nöthigte mich, zu Aerzten und Wundärzten, den berühmtesten in den größten Städten Italiens, meine Zuflucht zu nehmen; ich wurde das Opfer ihrer Ignoranz, in meinen besten Lebensjahren gelähmt, und zum Invaliden gemacht.

Es wäre lächerlich, alle Wissenschaften zu nennen, worin die drey wahrhaft aufgeklärtesten Nationen unsers Erdballs, die Engländer, die Deut-

schen, und die Franzosen, nicht allein einen unleugbaren Vorzug vor den neuern Italienern haben, sondern vielmehr so weit über sie erhaben sind, daß eine Parallel zwischen ihnen zu ziehen wider die Nächstenliebe seyn würde. Ich müßte die Nomenclatur der ganzen Encyclopädie niederschreiben. Diese Auffoderung also wird nicht angenommen. Wenn ein Neuseeländer am Ufer seinen Speer schwingt, so ist es weder schicklich noch gebräuchlich, aus allen Kanonen auf ihn zu feuern.

Herr Jagemann ist so höflich zu vermuthen, daß ich mein Urtheil über Italiens Gelehrte wohl nach den bettelnden Ciceronis geformt haben dürfte. Diese unartige Voraussetzung bedarf keiner Widerlegung. Von allen Arten von Menschen in Italien habe ich die Ciceronis am wenigsten kennen lernen; ich habe sie nie gebraucht, selbst in Rom nicht, wo sie der Troß der Reisenden für unentbehrlich hält; sie waren mir in vieler Rücksicht verächtlich. Sein Zweifel, daß ich wohl nicht viel Gelehrte werde gesprochen haben, gründet sich darauf, daß, wie er mit Recht sagt, es in diesem Lande nicht Sitte ist, solche Männer zu besuchen. Da ich zu derjenigen Klasse von Reisenden gehöre,

die Sterne inquisitive Travellers nennt, und mit der italienischen Sprache nicht unbekannt war, selbst ehe ich zum erstenmale dieses Land betrat, so kann der Herr Bibliothekar mir dieß wenigstens auf mein Wort glauben, daß ich mich hierin nicht nach dem Costume richtete, sondern oft diese Lumina aufgesucht habe. Kein einziger von ihnen nahm den ultramontanischen Gebrauch übel; im Gegentheil schmeichelte eine so ungewohnte Sache ihrem Ehrgeiz, und verschaffte mir überall eine günstige Aufnahme. Ich hörte manches von ihnen, ihre Stadt und ihre Provinz betreffend, das nicht bey mir verloren ging; allein in gelehrten Materien fand ich sie oft so unwissend, und so weit hinter ihrem Jahrhunderte zurück, daß ich gern solche Gespräche einstellte, und meine unitalienischen Bücher zur Hand nahm. Der Herr Bibliothekar ist so gefällig, mir selbst zur Behauptung dieses Satzes das beste Argument an die Hand zu geben; denn mancher dürfte wohl fragen: woher es denn komme, daß die Sitte der Reisenden, Gelehrte zu besuchen, die in Deutschland und Frankreich, in England und Holland, in Schweden und in Rußland so gewöhnlich, in Italien nicht Mode ist? Hätte man hier gegen solche Besuche, als

Zeitverderb, wie sie es denn auch nur zu oft sind, einen Nationalwiderwillen, woher geschieht es denn, daß die italienischen Künstler von Reisenden so sehr überlaufen werden? Die Antwort ist leicht: Es giebt in Italien viele geschickte Künstler, und ihre Arbeiten erzeugen daher die Achtung der Ausländer, dahingegen der unterrichtete Reisende wenig Hofnung hat, bey dem italienischen Gelehrten seine erworbenen Kenntnisse zu vermehren; der unwissende Reisende aber, der blos wegen Privatgeschäften, oder zu seinem Vergnügen, oder auch nur in der Absicht reist, um sagen zu können, daß er in diesem oder jenem Lande gewesen ist, bekümmert sich ohnehin nicht um die Gelehrten.

Da man anfängt, in Deutschland von den Schulen sich gehörige Begriffe zu machen, und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen; ja da unsre Nation hierin vor allen andern in Europa den Vorsprung gewonnen hat, so dächte ich, wüßte ein jeder deutsche Litterator, der mit seinem Jahrhunderte fortgegangen ist, was man unter Schulen, Universitäten und Akademien verstehen müsse. Ist man nur etwas streng in seinen Foderungen, so kann man wohl unmöglich, wie

hier Herr Jagemann thut, die Schulen der italienischen Barnabiten, Piaristen, die bischöflichen Seminarien, und die Collegia der vormaligen Jesuiten anpreisen. Er giebt hiebey Nachricht, daß er zehn Jahr in einem Augustinerkloster in Florenz Lehrer gewesen sey, und versichert auf seine Ehre, daß er viele Schüler gehabt hat, die es in Humanioribus, besonders aber im Styl der lateinischen und Muttersprache sehr weit gebracht haben. Mit dem langen Verzeichniß der noch lebenden Mönche aller Orden, von deren Lippen, wie er sagt, eine wunderbare Beredsamkeit in lateinischer Sprache strömte, hat der Ehrenretter das Publikum verschont; wenn man seinen seraphischen Versicherungen Glauben beymißt, so sind die Schulen und Akademien in Italien vortreflich, und die Universitäten mit lauter berühmten und unsterblichen Männern besezt. Mein Tadel ist nicht hämisch, wie Herr Jagemann in seinem Augustinerton wähnt. Es wäre mehr als lächerlich, wenn ich die Gelehrten Italiens nach der Reihe kritisch beurtheilen wollte. Kein Sterblicher, wäre er auch größer als der alles umfassende Leibnitz, und hätte er auch alle persönlich gekannt, ist die-

ses zu thun vermögend. Ein Freund der Litteratur und der Wahrheit aber dürfte wohl gerechtfertigt seyn, wenn er nach genauer Erkundigung analoge Schlüsse machte, die Wirkungen von den Ursachen ableitete, und sodann, wenn alles zusammenträfe, glauben müßte, sich in seinem Urtheile nicht geirrt zu haben. Diesen Gesichtspunkt habe ich aus Achtung fürs Publikum nicht aus den Augen verloren, und ich prüfte dabey meine Ausdrücke sorgfältig, da von einer großen und berühmten Nation die Rede war.

Der Diatribist erklärt meine Worte geradezu für Erdichtung, wenn ich sage, daß ich in Pisa einen bücherschreibenden Professor der Mathematik gekannt habe, der von Leibnitz nichts wüßte. Zur Ursache dieser unartigen Erklärung giebt er vor, die in Pisa vorhandenen Professoren dieser Scienz zu kennen, und von ihrer Bekanntschaft mit Leibnitz überzeugt zu seyn. Da der Herr Bibliothekar die Mathematik und die Philosophie, ich meyne diejenige, die in Klöstern ganz unzugangbar ist, nie cultivirt hat; so könnte ich seine Competenz zu dieser viele Jahre vorher gethanen Prüfung, wozu er keine Veranlassung hatte, bezweifeln. Allein ich will annehmen, daß alle in dem

lezten und vorlezten Decennio in Pisa existirende Lehrer der Mathematik seine Busenfreunde gewesen sind, und daß sie sämtlich Leibnitz gekannt haben, so ist es doch sonderbar, daß Herr Jagemann auch den von mir bemerkten Professor, ohne daß ich dessen Namen nenne, durchaus als einen mit Leibnitz vertrauten Lehrer aufführen will. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Professor, den ich wegen seiner Ignoranz nicht für ein Phänomen in Italien hielt, nur zufällig in Pisa war, und nicht zu dieser Universität gehörte; genug er wurde mir als Professor und Schriftsteller bekannt gemacht. Da er sich im Gespräch durch nichts auszeichnete, und mir die in Italien unter Gelehrten gangbare Unwissenheit (ich bediene mich dieses Worts allemal in Bezug auf das Wissen und die Progressen der aufgeklärtesten Nationen unsers Welttheils) nicht mehr auffallend war, so bemerkte ich seinen obscuren Namen nicht; überdem hatte ich damals auch nicht die entfernteste Idee, je etwas über Italien zu schreiben, weil sonst meine im Lande selbst aufgezeichneten Bemerkungen ausführlicher und zweckmäßiger seyn würden. Der gelehrte Bibliothekar ist übrigens so treuherzig, zu gestehen, daß er im Reiche der Wissenschaften kein Fach außer

der Naturlehre und Naturgeschichte kenne, worin wirklich fortgeschritten werde.

Nach diesem Axiom nun muß Herr Jagemann meine den Italienern aller Stände zur Last gelegte Unwissenheit für höchst unrecht halten; da er aber doch dabey den Mangel an klugen unterrichtenden Unterredungen in Gesellschaften nicht ableugnen kann, so spottet er bitter über den in Deutschland herrschenden Gebrauch, daß nämlich Staatsbeamte, Geistliche, Soldaten und Frauenzimmer sich so viel mit der einheimischen und fremden Litteratur beschäftigen, und giebt zu, daß dieser gelehrte Luxus, oder vielmehr diese lächerliche Thorheit, wie er sie nennt, in Italien aus Mangel an Lesegesellschaften nicht in alle Klassen der Menschen eingedrungen sey. Hier verliere ich ganz den weltlichen Bibliothekar aus dem Gesichte, und glaube wahrhaft einen Mönch in seiner Kutte vor mir zu sehen, der wider Aufklärung eifert. Daß es keine Lesegesellschaften in Italien giebt, die meines Wissens nur Deutschland allein eigen sind, ist nicht zu verwundern; daß aber das aufgeklärteste Volk der Erde keine Leihebibliotheken hat, die bey andern, nach Herrn Jagemanns Maasstabe, minder auf-

geklärten Völkern, den Engländern, den Franzosen, den Deutschen, den Holländern, Schweden und Dänen im Gebrauche sind, dürfte billig befremden; und da diese mangelnden Hülfsmittel eine Hauptquelle der Unwissenheit auffallend anzeigen, so wird meine Behauptung dadurch allein schon, abstrahirt von allen andern Beweisen, nicht wenig bestätigt.

Bisher hat jedermann die Italiener für träge gehalten; eine Eigenschaft, die sich aus dem warmen Clima ihres Landes auch leicht erklären läßt, allein Herr Jagemann hat die Entdeckung gemacht, daß geschäftige Thätigkeit ein wesentlicher Zug des italienischen Charakters ist. Ich gestehe, daß ich diesen Zug nicht habe ausspähen können, und daß mir diese Kurzsichtigkeit mit allen Reisenden gemein ist, die noch je über Italien geschrieben haben. Es bleibt mir also nichts übrig, als den tiefdringenden Geist des Diatribisten zu bewundern.

Die Vorliebe zu Italien treibt Herrn Jagemann so weit, daß er, der allgemeinen Erfahrung zum Trotz, behaupten will, die Italiener cultivirten ausländische Sprachen. Man nehme die Höfe aus, wo ein nothdürftiges Französisch gere-

det wird, so ist selbst diese modische Sprache unter den höhern und mittlern Volksklassen in Italien sehr wenig bekannt; die englische noch weit weniger — und nun vollends die deutsche? Hievon kann jeder urtheilen, der in diesem Lande gewesen, und nur Ohren mitgebracht hat. Die Cultur der deutschen zu beweisen, führt Herr Jagemann die italienischen Offiziers an, die im siebenjährigen Kriege bey der kaiserlichen Armee gedient haben, und deren Deutsch, wie er ausdrücklich sagt, für ihn ein wahres Labsal gewesen ist. Wer wird hier nicht Herrn Jagemann beneiden, der so leicht zu erquicken ist? Wer da weiß, wie weit Oesterreichs Sprachcultur und Litteratur noch vor dreyundzwanzig Jahren zurück war, welches alle Oesterreicher einräumen, der kann sich einen Begriff machen, wie die Lehrstunden dieser sprachlustigen Italiener im Lager, unter größtentheils sehr rohen deutschen Offiziers, ausgefallen seyn müssen. Ich meines Theils gestehe, daß ich nach deutschen Conversationen mit diesen Männern nie gegeizt haben würde, und daß ich Herrn Jagemann sein Labsal gern gönne. Nach diesem treuherzigen Geständnisse sollte es mir fast leid thun, mit ihm im Urtheilen zu harmoniren.

Der Herr Bibliothekar führt eine Anzahl Bücher an, die man aus ausländischen Sprachen ins Italienische übersezt hat, wobey er etwas pöbelhaft sagt, daß mir beide Ohren gällen sollen. Diese ihm im Kloster beym Getön mannichfaltiger Glocken so geläufig gewordene Sensation prophezeiht er mir hier sehr zur Unzeit; denn wie konnte es mir einfallen zu leugnen, daß manche ausländische Bücher italienisch verdolmetscht würden? Der größte Theil derselben, die Herr Jagemann anzeigt, (angenommen, daß sie wirklich italienisch existiren) sind erst nach meiner Abreise aus Italien herausgekommen. Es wird mich freuen, wenn man damit fortfahren wird, weil dieses das einzige Mittel ist, die über dieses Land verbreitete Finsterniß aufzuhellen; übrigens aber weiß ich nicht, in wie fern dieses Uebersetzen die hohe Cultur eines Volks beweisen soll. Daß aber der Buchhandel in Italien noch in der Kindheit, und selbst in den größten Städten kein einziger reicher Buchhändler anzutreffen ist, sollte Herr Jagemann doch nicht leugnen. Er führt einige reiche Buchdrucker und Papiermüller an, die einen Nebenhandel mit Büchern, größtentheils mit Andachtsbüchern treiben. So ansehnlich aber ihre

sonstigen Gewerbe auch seyn mögen, so sind sie doch in Rücksicht des Bücherverkaufs nichts als Buchkrämer, denen es nicht einfällt, noch wegen dem eingeschränkten Büchervertrieb einfallen kann, durch baare Vortheile die Gelehrten zur Arbeit zu vermögen; und da die Regierungen auch sehr wenig, oder vielmehr keine Aufmunterung geben, so kann man in der That nicht erwarten, daß verdienstvolle Männer, die keine Belohnung, weder an Geld noch an Ehre, zu hoffen haben, sich undankbaren Bemühungen unterziehen sollten; denn es wäre unsinnig, zu behaupten, daß sich in dem weitläufigen Italien gar keine gründlichen Gelehrten befinden. Ich habe im September 1784 in Weimar mit Herrn Jagemann über diese Materie gesprochen; er bekräftigte mir selbst diesen Mangel an Aufmunterung, und klagte, daß die Buchkrämer in Florenz den Autoren nur ein Honorar (wenn anders ein Trinkgeld diese Benennung verdient) von Einem Gulden für den Bogen bezahlen, obgleich dieser Ort sich von vielen andern Städten in Italien sehr auszeichnet. Er versichert in seiner Diatribe, den Geschmack an der deutschen Litteratur daselbst seit dem Jahre 1759 eingeführt zu haben; im Ernst aber wird er

wohl niemand überreden, daß von den aufgeblasenen Toscanern, die selbst ihre Mit-Italiener als halbe Barbaren betrachten, andre Personen als Hofleute, die gewöhnlich bey ihrem Lobe nichts denken, der deutschen Litteratur und Sprache die ihr gebührende Achtung erzeigen. Es kann seyn, daß das ehemals zu Makulatur gewordene Buch des Abts Bertola: Idea della Poesia Allemanna, durch zufällige Begünstigung wieder aufgelegt worden ist, da hiezu nur der Wink einer Durchlauchtigen Person von deutscher Geburt vonnöthen war, deren es in Italien bekanntlich mehrere giebt. Hiedurch wäre das Unbegreifliche erklärt, das Herr Jagemann allenthalben findet, wo man mit ihm nicht einerley Meynung ist.

Um aber gerecht zu seyn, muß ich auch sagen, daß dieses Buch ganz und gar nicht dazu gemacht ist, den Italienern einen sehr vortheilhaften Begriff von unserer Poesie beyzubringen. Ich berufe mich dabey auf jeden Deutschen, der die berühmten Dichter seiner Nation zu schätzen weiß, mit der italienischen Sprache bekannt ist, und diese verhunzte Uebersetzung gelesen hat. Der gute Wille des Bertola war zu loben, aber sonst nichts; er verstand nur sehr unvollkommen Deutsch,

und sein Geschmack war nicht geläutert, welches man doch bey einer solchen weit umfassenden Unternehmung voraussetzen sollte. Ich will hier nur Ein Beyspiel anführen: Wielands Gedichte, der Stolz unserer Litteratur, und die allein verdienten, daß Ausländer unsere Sprache studieren, wenn auch nicht so viele andere vortrefliche Schriften dazu anreizten, sind längst unter uns nach ihrem großen Werthe geordnet. So ausnehmend schön auch die Mährchen dieses großen Dichters sind, so wird sie doch niemand für das Vorzüglichste von seinen unnachahmlichen Poesien halten. Dieses thut jedoch Bertola, wie man in der zu Makulatur gewordenen Ausgabe lesen kann.

Der Ehrenretter möchte den italienischen Buchhandel gern als blühend darstellen, und glaubt, daß er vielleicht nur deswegen kleine Begriffe erzeuge, weil dort keine Leipziger Messe ist. Haben denn Frankreich, England und Holland Büchermessen, und wer wird leugnen, daß der Buchhandel in diesen Ländern florirt? Daß die Buchkrämer in den großen italienischen Städten einander bisweilen ihre Bücher zusenden, kann jeder leicht erachten, da nicht von einem barbarischen, sondern von einem cultivirten Lande die Rede ist; die Beleh-

rung über diesen Punkt hätte daher füglich wegbleiben können. Es scheint, daß mein gelehrter Gegner, gerührt durch die innere Ueberzeugung, in der Hitze zu weit gegangen zu seyn, gern wieder einlenken möchte, er verliert sich aber in Widersprüchen, und erregt wahrhaft Mitleiden. Denn nun heißt es: daß der große Buchhandel nur viel Plunder in der Litteratur erzeuge, und die Bücher vertheure; daß man in Italien nur um des Ruhms willen schreibe; (so etwas zu behaupten, und zwar von einem Erdraume, wo kein Ruhm mit gelehrten Arbeiten verbunden ist, kann nur durch eine übereilte Hitze im Federkriege gerechtfertigt werden) daß das Bücherschreiben in andern Ländern ein verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk sey, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels, und zu Buhlerinnen des Gewinnsts macht; daß der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hemme, u. s. w. Wenn also der Buchhandel und das Schriftstellerwesen in diesem Lande unbedeutend ist, wie es Herr Jagemann endlich gegen seine Vordersätze selbst einräumt, so wissen wir doch nun den Grund, der in dem edlen Ehrgeize der italienischen Gelehrten zu suchen ist,

die nicht nach Geld, sondern blos nach Ruhm streben, und zufrieden mit dem leztern, das verächtliche Metall den Ultramontanern gern gönnen. Daß übrigens der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hindere, ist nicht unwahrscheinlich; daß aber bey einem aufgeklärten wißbegierigen Volke dieser schändliche barbarische Gebrauch, der uns in die Zeiten des Faustrechts zurückfezt, und eine weise Gesezgebung entehrt, dennoch kein Hinderniß der Aufmunterung ist, davon haben wir in Deutschland den stärksten Beweis, wo die Wissenschaften, so wenig hold ihnen auch die meisten Regierungen sind, ja so feindselig sich auch einige derselben gegen sie bezeigen, dennoch, durch einen blühenden Buchhandel unterstüzt, sich empor arbeiten.

Grundfalsch ist indessen die Behauptung, daß die französische Litteratur in Italien zu Hause sey. Einige Werke des Witzes von Voltaire, Fontenelle, u. a. m. ausgenommen, womit sich die kleine Lesewelt hier beschäftigt, sind sehr wenige französische Bücher, sowohl Originale als Uebersetzungen, gangbar. In den großen Bibliotheken sind solche zwar zu finden, allein die äußerst geringe Anzahl von Lesern, die sie hier aufsuchen, kommt doch un-

möglich in Betrachtung, wenn von der Nation überhaupt die Rede ist, die sich mit Büchern nicht beschäftigt, ja nicht einmal ihre eignen guten Produkte liest. Ariost, Tasso, und Metastasio, machen hierin eine ganz besondre Ausnahme, da jedermann, selbst Leute vom Pöbel, die nicht lesen und schreiben können, viele Verse von diesen grossen Dichtern auswendig wissen. Sonst aber berufe ich mich auf alle Ausländer, die in Italien gewesen sind, ob sie in den feinen Gesellschaften der mittlern und höhern Volksklassen viel Spuren von Belesenheit gefunden haben. Das Frauenzimmer dieses Landes, die Hälfte des italienischen Menschengeschlechts, nimmt fast nie ein Buch in die Hand, die Toiletten der Damen werden damit nicht beschwert, und Herr Jagemann, der wahrscheinlich durch Amtspflichten und gelehrte Arbeiten abgehalten worden, selbst dabey zu assistiren, hätte sich diese unitalienische Sitte nicht einbilden sollen. Viele Damen in allen Theilen Italiens können nur sehr unvollkommen selbst ihre eigne Sprache lesen, und verstehn noch weniger zu schreiben. In Klöstern größtentheils erzogen, wird dieser Theil des gemeinsten Unterrichts unter dem Vorwande vernachläßigt, daß man nicht lernen

soll Liebesbriefe zu schreiben. Dieses ist sehr bekannt, und kann gar nicht geleugnet werden; auch hat Cagliostro in seinen Memoires damit diese seiner Frau fehlende Kenntniß der Schriftzeichen entschuldigt.

Herr Jagemann, der so sinnreich ist, alles zu vertheidigen, es mag eine wahre oder scheinbare Blöße seyn, glaubt, daß die Italiener nicht nöthig hätten, fremde Nationen zu besuchen, weil sie in ihrem Lande alles selbst fänden. Dennoch, um den Vorwurf abzuwenden, daß dieses Volk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so wenig reist, nimmt er zu alten Bücherverzeichnissen seine Zuflucht, um eine zahlreiche Menge von Namen solcher Italiener anzuführen, die im funfzehnten, sechzehnten, und den noch frühern Jahrhunderten gereist sind; wobey er von Marco Polo anfängt, dessen Reisen nach Asien im dreyzehnten Jahrhunderte, so wenig, wie die Weltentdeckungen der großen Männer Colombus und Vespucius im funfzehnten und sechszehnten, die Reisesitte ihrer Nachkommen im achtzehnten Jahrhunderte beweisen können. Wozu also die vielen Namen längst verstorbener Reisenden, die Herr Jagemann mit fester Hand aus halb vermoderten Catalogen ab-

schreibt? Diese Nomenclatur war überdem hier desto entbehrlicher, denn er nennt ja eilf Italiener, die in diesem Jahrhunderte wirklich gereist sind, ohne, wie er sagt, sechsundzwanzig andre zu erwähnen, die nur blos Wien besucht haben.

Es ist seltsam ein Buch anzugreifen, das in den Händen des Publikums ist, ja sogar eine Ehrenrettung eines ganzen Landes zu schreiben, ohne des Gegners Meynungen, Urtheilen und Behauptungen die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Ich hätte hier Gelegenheit, das schändliche Wort Verläumdung, womit sich der Champion Italiens nicht entblödet hat, meine Urtheile zu bezeichnen, ihm zurück zu geben; ich habe aber Nachsicht mit seinem italienischen Enthusiasmus, und schreibe es blos seiner übergroßen Hitze zu, daß er vielleicht unter allen Lesern des Werks England und Italien der einzige war, der nicht eingesehen hat, daß ich nicht das Einzele, sondern das Ganze beurtheile. Um zu wissen, ob die Italiener, das heißt, ein sehr zahlreiches, uns nahe wohnendes Volk, heut zu Tage reisen oder nicht, hat man weder des Herrn Bibliothekars Namenverzeichniß, noch meine Versicherungen nöthig; man forsche in den großen Städten Deutschlands, wie viel Ita-

liener in Verhältniß mit andern Nationen reisen; Tonkünstler, Sprachmeister und Castraten, kurz, solche Leute ausgenommen, die, um Brod zu suchen, deutsche Provinzen durchkreuzen. Die äusserst geringe Anzahl derselben wird sodann unwidersprechlich bewiesen werden. Dieses ist der nämliche Fall in Frankreich, England, Holland, u. s. w. Wie kann denn Herr Jagemann es eine niedrige Verhöhnung der italienischen Nation nennen, wenn ich der bekannten Wahrheit gemäß sage, daß ihre bessern Volksklassen nicht reisen?

Wer der Meynung ist, daß Guicciardini und Machiavel als Geschichtschreiber nicht mit einem Robertson, Hume, Gibbon, Ferguson und Raynal zu vergleichen sind, der wird von dem Herrn Bibliothekar anders belehrt, der, auf seinem kritischen Dreyfuß sitzend, selbst die vorgedachten beiden Italiener herabsezt, um Davila, Adriani und Bentivoglio über sie zu erheben; endlich neigt er seinen Zepter gegen Paruta, der nach seinem Geschichtschreiber-Ideal den Vorzug vor allen andern verdient.

Auch sogar gegen die auf bekannte Erfahrung gegründete Bemerkung lehnt er sich auf, daß

nämlich die Italiener keine Schriften haben, welche die Philosophie populär vortragen. Jedermann wird leicht einsehen, daß ich hier von der Philosophie des Lebens rede, die, durch reizende Fictionen gelehrt, uns und einige andre Nationen vorzüglich auf die hohe Stufe der Cultur erhoben hat. Der Ehrenretter aber, der von dieser Philosophie auch nicht die einfachsten Begriffe hat, wie seine Diatribe in allen ihren Theilen unleugbar beweist, und dem Höflichkeit und seine Sitten böhmische Dörfer sind, denkt gleich an die Philosophiam, die er als Regens im Augustinerkloster zu Florenz den Schulknaben docirt hat. Ich habe mit dieser sogenannten Philosophie nichts zu schaffen, und würdige sie nicht hier zu analysiren. Die Dialogen des Galilei über die Weltsysteme und des Algarotti über den Newtonianismus aber gehören gar nicht hieher; sie werden auch in Italien blos von Gelehrten, aber gar nicht vom Volke gelesen.

Ich behaupte noch immer, daß in Italien mit den Künsten auch die Wissenschaften im vorigen Jahrhunderte nach und nach in Verfall geriethen; trotz der Akademie del Cimento, die Herr Jagemann bey allen Gelegenheiten mit besondern

Wohlgefallen erwähnet. Die Litterärgeschichte Italiens, jedoch immer in Rücksicht auf andere Nationen, mag hier entscheiden. Wozu soll der im Jahre 1670 geschriebene Brief eines gelehrten Engländers dienen, der an einen italienischen Prinzen gerichtet, und voller Lobsprüche ist? Der Ehrenretter schreibt ein viele Seiten langes lateinisches Fragment dieses Briefes ab, und bedient sich dabey des läppischen Ausdrucks, er hoffe, ich werde vor diesem Briefsteller, weil er ein Engländer ist, den Hut abziehen.

Wenn jemand noch nicht weiß, daß vortrefliche Romane z. B. Fieldings und Richardsons nützlich, schlechte aber verderblich sind, der kann dieses lang und breit von dem Diatribisten declamirt hören; und um zu beweisen, daß die Italiener nicht an Büchern Mangel haben, wo Unterricht mit Vergnügen verbunden sind, wendet er sich abermals zu seinem jederzeit zur Hand habenden Catalogus und schreibt frisch von der Faust die Titel von Büchern ab, die er offenbar ganz und gar nicht kennt; es ist ihm hinreichend, wenn sie nur einen romanhaften Titel haben. Er verirrt sich in dieses ihm fremde Labyrinth so sehr, daß er sogar La storia amorosa d'Irene e di Filandro anführt; ein mir

bekanntes Büchlein, das ungefähr mit der schönen Melusine in eine Klasse gesezt werden kann. Diese Arbeit des Titelabschreibens, wobey der Kopf ruhen kann, und wozu nur eine gesunde Hand erfodert wird, hat den Ehrenretter nicht ermüdet, sondern vielmehr begeistert, so daß er kurz und gut seinen kritischen Stab bricht, und den hohen Ausspruch thut, daß es fast nicht möglich ist, daß Italien in Ansehung solcher Bücher, welche die Philosophie des Lebens lehren, und sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt enthalten, übertroffen werde, und daß ich, der ich das Gegentheil davon behaupte, in der italienischen Litteratur stockblind seyn müsse.

Der gelehrte Herr Bibliothekar ist so sinnreich, in folgenden Worten, die in meinem Werke stehen, einen Widerspruch zu finden; ein Beweis, daß der wahren Widersprüche wohl keine daselbst seyn dürften, und daß ich die Materie wohl überdacht habe, weil sonst Fehler dieser Art dem scharfsichtigen Auge meines beredten Gegners nicht entgangen wären.

Es heißt: „Obgleich die Italiener gern von „Politik schwatzen, und an allen europäischen

„Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, „wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein „gutes Buch über diesen Gegenstand von ihnen „geschrieben worden. Auch Uebersetzungen wer„den wenig gemacht, weil man gar nicht liest.“

Fernerhin heißt es: „Italien hat viele große „Staatsmänner hervorgebracht, die über die Re„gierungskunst tief nachgedacht haben, ja keine „Wissenschaft gehört so ursprünglich in Italien zu „Hause, als die Staatskunst.“

Herr Jagemann meynt, daß sich dieses nicht zusammenreime, und folgert aus den hier angeführten Worten, daß ich von der italienischen Nation mehr als einen Machiavel verlange. Nach diesem Pröbchen von des Ehrenretters Logik, die doch ein Pater Regens vorzüglich handhaben muß, wird er mir erlauben, den meisterhaften Unterricht zu bezweifeln, wodurch er, nach seiner Versicherung, in zehn Jahren zu Florenz sehr viele grundgelehrte Männer gebildet hat.

Die Italiener aller Volksklassen schwatzen von Politik, und bekümmern sich um alles, was jenseit den Alpen und den Meeren vorgeht, wobey ihre Urtheile freylich viel Unwissenheit zeigen; ihre Staatsmänner aber denken darüber tief nach, und

obgleich ihre Anzahl jezt kleiner wie ehemals ist, so beweisen doch einige neuere Maximen und Thatsachen, daß es an erfahrnen Männern in diesem Fache eben nicht fehle. So wie meines gelehrten Gegners und meine Begriffe fast über alle nur denkbare Gegenstände von einander verschieden sind, und schwerlich größere Antipoden als wir seyn können, in allen Ideen, die sich auf Philosophie, Gesetze und Cultur beziehen, so dürften wir auch wohl von der Staatskunst entgegengesezte Begriffe haben, und Herr Jagemann also hätte dießmal seinen Hauptcatalogus füglich undurchsucht lassen können.

Daß die neuern Reisen um die Welt in Italien im Jahre 1780 bekannt waren, beweist der Herr Bibliothekar dadurch, daß eine Anzahl französischer Exemplare von Cooks Werke nach Neapel in Commißion von einem speculativen Pariser Buchhändler geschickt worden sind, und einige italienische gelehrte Journale (die dort niemand liest als Gelehrte von Profeßion) davon Meldung gethan haben; ja selbst der hingeworfene Ausdruck eines Journalisten, der von diesen Reisen als bekannt spricht, muß dem gewandten Ehrenretter zum Beweise dienen, daß man in einem Lande, wo über-

haupt nicht gelesen wird, (ich kann diese Wahrheit nicht zu oft wiederholen) von den großen Entdeckungen im Südmeere hinreichende Begriffe habe. Nach meiner Abreise aus Italien sollen, der Versicherung des gelehrten Bibliothekars zu folge, nicht allein eine Eloge auf Cook, sondern auch die Uebersetzung des magern französischen Auszugs einer allgemeinen Geschichte der Reisen von la Harpe erschienen seyn. Herr Jagemann nennt diesen elenden Auszug die ganze Geschichte von Cooks Reisen, und indem er mich als den unwissendsten Menschen behandelt, bey dessen Unwahrheiten es ihm kaum möglich sey, in den Schranken der Mäßigung zu bleiben, so beweist er unwidersprechlich, daß er, so wie von vielen angeführten Dingen, auch von diesen Seereisen und Entdeckungen so gut wie gar nichts weiß. Daß diese Reisen endlich anfangen den Italienern etwas bekannt zu werden, ist mir von Herzen angenehm. Es ist besser spät als niemals.

Der Herr Bibliothekar, der nun einmal im Zuge ist, sich auf seinem kritischen Roß herum zu tummeln, kennt wahrscheinlich die goldne Autorregel des berühmten Swift nicht, daß es nämlich

gar

gar nicht übel sey, wenn ein Schriftsteller etwas von der Sache verstünde, worüber er schreiben wollte; denn er wagt sich in das ihm ganz heterogene ästhetische Fach, um den neuern Dichtern Italiens eine Lobrede zu halten. Dieser Gegenstand begeistert ihn so, daß er den ihm von der Natur sehr sparsam zugetheilten Witz zusammenrafft, um mit witzigen Brocken um sich zu werfen, z. B. von dem Schlage: Er sagt, daß ich das dichterische Genie nach dem preußischen Längenmaaß abmesse, u. s. w. Hier muß der liebe Index librorum wieder herhalten, und wahrlich ist man dabey gezwungen, die Mäßigung des Ehrenretters zu loben, der gar leicht aus diesem seinen Vademecum die Namen von tausenden Sonnettenfabrikanten hier hätte abschreiben können.

Um die elende Kanzelberedsamkeit der Italiener zu entschuldigen, spricht der Diatribist von dem heulenden und bellenden Vortrage, der manchen deutschen Predigern eigen seyn soll. Er redet mit Achtung von Herder, Spalding und Zollikofer, und sezt ihnen drey italienische Augustiner entgegen. Ich habe von diesen drey Mönchen nur einen predigen gehört, nämlich den Pater Christiani in Rom; es war am Charfreytage,

und der Pabst selbst befand sich unter den Zuhörern. Da nun dieser Mann für den größten Kanzelredner in Italien gehalten wird, so habe ich nach der von ihm angehörten Predigt keine Ursache gefunden, mein Urtheil über die Kanzelberedsamkeit dieses Landes zu ändern.

Nichts ist mir aber in der ganzen Ehrenrettung so auffallend gewesen, als die ausdrückliche Behauptung, daß nämlich durchaus die guten Köpfe in Italien mit den neuern Sprachen bekannt wären, und daß ich den deshalb geführten Tadel, wie der Herr Bibliothekar sehr witzig sagt, aus meinem kleinen Finger gesogen habe. Ich bedaure um seines gelehrten Rufs willen die Blöse, die er sich dadurch gegeben hat; denn alle, die Italien in der Nähe und der Ferne kennen, werden bey dieser Behauptung lächeln, und nicht alle dürften geneigt seyn, dem Enthusiasmus des Ehrenretters eine so notorische Unwahrheit zu verzeihen. Da die schöne Litteratur eine ihm ganz unbekannte Welt ist, so weiß er vielleicht nicht einmal die Existenz von dem Dichter-Codex des Bettinelli, der das Orakel der italienischen Poeten ist. Das fünfte Gesez dieses Gesezgebers heißt: „Non si leggano Galli o Britan-

„ni Poeti, se non all' età di quaranta anni, „quando non é piu tempo di poetare." Sie (die italienischen Poeten) müssen keine französischen oder brittischen Dichter lesen, außer wenn sie vierzig Jahr alt sind, und die Zeit zu dichten bey ihnen vorüber ist.

Als der Irländer Sherlok vor acht Jahren den Originaleinfall bekam, den Italienern über ihre Unwissenheit die Augen zu öffnen, so lernte er erst die Landessprache mit solchem Eifer, daß er fähig war, ein italienisches Buch zu schreiben. Dieses Buch enthielt vortrefliche Lehren und Grundsätze, die Litteratur und die den Italienern mangelnden Kenntnisse betreffend, aus den besten griechischen und ultramontanischen Werken abstrahirt, oder übertragen, und durch zahlreiche Beyspiele unterstützt, welche die Schulknaben auf deutschen Gymnasien auswendig wissen. Er sprach von Shakspeare, Pope, Addison, Boileau, la Fontaine u. s. w., und berief sich dabey auf die aufgeklärtesten Völker unsers Welttheils. Die Italiener erstaunten über die große Verwegenheit, ihnen unbekannte Schriftsteller halb cultivirter Nationen zu Mustern anzupreisen. Man hörte sowohl schriftlich als mündlich, von Venedig bis

nach Neapel, nichts als die verächtlichsten Urtheile, über dirse vermeyntlich sinnlose Unternehmung; die Kaltblütigsten zogen die Achseln und spotteten des Lehrers, die Andern fielen ihn wie rasend an. Ich habe in Deutschland noch kein Beyspiel erlebt, wo ein Schriftsteller so allgemein unbarmherzig gemißhandelt worden wäre. Selbst Menschen, die mit Büchern nichts zu schaffen hatten, nahmen Partie, und il matto Inglese (der tolle Engländer) war der gewöhnlichste Beyname, womit man Sherlok belegte.

Nur der sächsische Resident in Rom, Bianconi, wagte es allein zu seiner Vertheidigung aufzutreten. In den Efemeridi Letterarie di Roma No. VIII. 1779 findet man folgende Stelle: il libro del Sign. Sherlok ha eccitato una terribile rivoluzione nell' intollerante republica de' nostri Poeti: che ne direbbe Platone se fosse al par di noi spettatore dell' irritabilitá, con cui sono accolte fra loro delle veritâ rese sacré, e incontrastabili dal consenso di tutta la Terra; e se ferissero i suoi orecchj come i nostri le grida sediziose, e confuse, con cui sene chiede la piu irragionevole vendetta? „Das Buch des Herrn Sherlok hat eine schreck-

„liche Revolution in der intoleranten Republik „unsrer Dichter erregt. Was würde Plato sa„gen, wenn er, so wie wir, ein Zuschauer von der „aufbrausenden Empfindlichkeit wäre, womit ge„heiligte und nach dem Urtheile der ganzen Welt „unleugbare Wahrheiten von ihnen aufgenom„men würden, und wenn seine Ohren, so wie die „unsrigen, durch das verworrene aufrührische „Geschrey verlezt werden sollten, womit man da„für die unvernünftigste Rache fo„dert?"

Sherlok hat sich durch seinen wohlgemeynten Entwurf gleichsam eine litterarische Schandsäule in Italien gesezt; sein Buch indessen redet für ihn bey aufgeklärten Ausländern, und wird auch dereinst bey aufgeklärten Italienern seine Ehre retten. So unbedeutend es auch übrigens ist, da es für die aufgeklärten Bewohner diesseits der Alpen gar nichts neues enthält, so ist es doch ein Denkmal, wie groß die Unwissenheit der Italiener in unserm Zeitalter war.

Bianconi, der kein incompetenter Richter in dieser Sache war, und seine Nation enthusiastisch liebte, erkannte nur zu wohl den jetzigen schlechten Zustand der italienischen Litteratur, und ihre

Blößen; er ruft daher in dieser angeführten periodischen Schrift mit patriotischem Eifer aus: Verra forse quel giorno, in cui le verità del Sign. Sherlok saranno riconosciute, ed adottate anche fra noi: voglia, il cielo, che venga quel giorno ancora, in cui i Grandi si disarmino in favore de' letterati di quell' austero sopraciglio, con cui fra il bisso, e l'oro si riguarda per lo piú il rimanente degli uomini. Questa felice rivoluzione di spirito nella repubblica Poetica Italiana, dovrà esser preparata dagli studi, che il nostro Autore inculca ai giovani Sacerdoti di Apollo, e de' quali gl' italiani stessi confessano la necessità nel momento, che li trascurano: lo studio delle Filosofie, e sopra tutto della Metafisica, quello della cognizione del cuore umano nelle storie, e quello della natura. „Vielleicht wird der Tag „kommen, an dem die Wahrheiten des Herrn „Sherlok auch unter uns anerkannt, und „angenommen werden. Wollte der Himmel, daß „auch der Tag käme, wo die Großen zum Vor„theile der Gelehrten ihren zurückscheuchenden „Blick ablegten, womit sie gewöhnlich unter dem „Gold und Purpur auf das übrige Menschenge-

„schlecht herabsehen! Diese glückliche Revolution „des Geistes in der italienischen Dichterrepublik „muß erst durch gewisse Studien vorbereitet wer„den, die unser Autor den jungen Priestern des „Apolls einzupfropfen sucht, und deren Noth„wendigkeit die Italiener selbst in dem nämlichen „Augenblicke einräumen, da sie solche vernach„läßigen. Diese Studien sind die Philosophie, „und vor allen Dingen die Metaphysik, die „Kenntniß des menschlichen Herzens in Erzäh„lungen, und das Studium der Natur." Mit diesem Wunsche will ich gern den meinigen vereinigen.

Ich glaube nun alles beantwortet zu haben, was Herr Jagemann in seiner Diatribe mir hat zur Last legen wollen. Mich wundert, daß dieser gelehrte Mann nicht das Großsprechende, das in dem Worte Ehrenrettung liegt, gefühlt hat. Ist die Ehre einer großen, und bey allen Mängeln und Gebrechen sehr achtungswürdigen Nation gekränkt, wenn ein ausländischer Schriftsteller, der sich auf Geschichte und Erfahrung beruft, sie freymüthig beurtheilt? Habe ich denn alles getadelt, und nichts gelobt? Wäre ich so blind und parteyisch gewesen, so hätte Herr Jage-

mann Grund, sich des höchst beleidigenden Ausdrucks zu bedienen, daß nämlich mein Endzweck sey, die Italiener verhaßt und verächtlich zu machen. Freylich wäre es weit kürzer und bequemer gewesen, anstatt Menschen und Bücher in diesem Lande zu studieren, und Resultate mühsam aufzufinden, wenn ich das gewöhnliche Lob so vieler Reisenden nachgelallt hätte; dann würde mir der Beyfall des gelehrten Herrn Bibliothekars gewiß zu Theil geworden seyn. Ich wiederhole es nochmals, daß mein herabgestimmtes Urtheil von Italien gar nicht einzig ist. Der Schottländer Smollet, der Engländer Sharp, der Irländer Sherlock, der Franzose Goudar, und der deutsche Professor Schlötzer, haben alle von der hohen Cultur dieses Landes, so wie ich, sehr gemäßigte Begriffe geäußert. Der verstorbene alte Graf von Chesterfield, der als Staatsmann und Gelehrter berühmt war, dreißig Jahre lang an den größten Höfen als Gesandter gelebt hatte, und alle Nationen in Europa genau kannte, verbot in seinem Testament ausdrücklich seinem Neffen nach Italien zu reisen, weil er überzeugt war, daß er hier nichts lernen, wohl aber seine Sitten verderben, und seinen Geist abspannen würde. Das

Verbot war nur ganz allein auf dieses Land eingeschränkt, und eine Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling zum Besten der Armen war auf die Uebertretung gesetzt; die Eintreibung und Verwendung dieser Summe aber war dem Bischof von London überlassen. Die beste Ehrenrettung Italiens also beruht nicht auf dem Posaunenton eines enthusiastischen Lobredners, sondern auf einer steigenden Cultur, im ganzen Umfange dieses Worts genommen, die unmöglich von andern aufgeklärten Nationen verkannt werden kann, und allen Zweiflern ein Stillschweigen auflegen wird, und muß. Bis dahin spielt ein sogenannter Ehrenretter, der blos mit einem Bücherindex unterm Arm die Bühne betritt, eine armselige Rolle. Herr Jagemann, der diese übernahm, bildete sich nach den italienischen Gauklern, die ihre Laterna magica aufstellen. So wie sie die Zuschauer, wollte er die Leser durch hochtrabende Reden aufmerksam machen; so wie sie betrug er sich unanständig, und zeigte eine Geläufigkeit in pöbelhaften Ausdrücken; so wie sie ihr Blendwerk durch prächtige Benennungen aufstutzen, so gab er seiner Maschine den prächtigen Namen Ehrenrettung, und so wie bey ihnen der Pöbel die

mannichfaltigen Bilderchen anstaunt, so glaubte der gelehrte Herr Bibliothekar mit Hülfe seines italienischen Bücherverzeichnisses so viele Büchertitel zu Markte zu bringen, daß jedermann ob seiner gewaltigen Gelehrsamkeit erstaunen müßte. Er hätte sich aber erinnern sollen, daß, so wie bey seinen Mustern nur der Pöbel gafft, und die bunten Dingerchen bewundert, die feine Welt aber den Gaukler mit samt seinem Kasten keines Blicks würdigt, so dürfte auch derjenige Theil des Publikums, der nicht erst Herrn Jagemanns Gesticulationen braucht, um Italien kennen zu lernen, der Kurzweil des Ehrenreters spotten, der höchst wahrscheinlich ohne seinen Index nie die Bühne würde betreten haben.

Es ist sonderbar, daß der grundgelehrte Bibliothekar Jagemann erst einer förmlichen Zurechtweisung bedurfte, um ihm augenscheinlich zu bedeuten, was von allen Kunstrichtern, die das Werk England und Italien ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und von allen Lesern von Geschmack längst erkannt worden ist, daß ich nämlich nicht vom Einzelen, sondern vom Ganzen geredet habe.

Geschrieben zu Dresden, den 24. Junius 1786.

An Herrn Neumann,

Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden,

die Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend.

Liebster Freund!

Sie fodern mich auf, das von mir geschriebene Werk über England und Italien weiter auszudehnen, und ein ähnliches Gemälde auch von den andern Ländern zu entwerfen, die ich auf meinen langen Reisen besucht habe. Schon mehrere Freunde haben mich dazu aufmuntern wollen, ohne jedoch bey mir die Gründe schwächen zu können, die einer solchen Unternehmung entgegen stehen. Ich will mich hier näher darüber erklären. Da ich England und Italien skitzirt habe, so sind nur noch zwey Länder in unserm Welttheile, die in so vieler Rücksicht, mehr wie alle übrigen, den reichhaltigsten Stoff zu Bemerkungen darbie-

ten: ich meyne Deutschland und Frankreich. Wer sollte wohl glauben, daß diese beiden so merkwürdigen Erdtheile von ihrer moralischen und politischen Seite noch lange nicht hinreichend unter uns bekannt wären? Wehe aber dem Schriftsteller, der es unternehmen wollte, den Vorhang ganz aufzuziehen! Er müßte ein Feind seiner Ruhe seyn. Ein großes Ministerium hat ja kürzlich öffentlich erklärt, daß Privatpersonen nicht berechtigt sind, über die Handlungen, das Verfahren, die Gesetze, die Maasregeln und Anordnungen der Souverainen und Höfe, ihrer Staatsbedienten, Collegien und Gerichtshöfe öffentlich zu urtheilen, oder davon erhaltene Nachrichten bekannt zu machen. Ein freymüthiges Urtheil über einen gewissermaßen unbedeutenden Gegenstand veranlaßte diese so unerwartete Aeußerung. Wäre die Sache wichtiger gewesen, so hätte man vielleicht Auftritte erlebt, welche die Lobredner der germanischen Freyheit in nicht geringe Verlegenheit gesezt haben würden. Ein paar unbedachtsame Zeilen raubten dem ehrlichen Schubart seine Freyheit, da er Aufklärung, Biedersinn, und Patriotismus in dem südlichen Deutschland beförderte, und seine deutsche Chronik das Bade-

mecum aller Volksklassen war. Ein zürnender Fürst, der keine andern Rechte über den unglücklichen Mann als die der Gewalt hatte, bediente sich derselben, mit List vereinbart, und so wurde das Loos des Schriftstellers anfangs ein scheuslicher, und hernach ein erträglicher Kerker, in dem er jezt mit Erlaubniß seines gnädigsten Herrn (wie er ausdrücklich in der Anzeige sagt) seine Gedichte gesammelt hat. Wie viel hat Nicolai wegen seiner Reise-Bemerkungen leiden müssen, die wohl manchmal etwas parteyisch, (und wie ist dieses anders möglich, da ein so einsichtsvoller Reisender wie er, mit oder wider Willen, beständig zu allerhand Vergleichen gezwungen war, deren Resultate seiner gänzlichen Unparteylichkeit immerfort gleichsam entgegen arbeiteten?) aber doch weit öfter noch sehr gründlich und wahrhaft lehrreich sind. — Die Bewohner der Länder, wo in Reisebüchern die Scene liegt, wollen keine freymüthigen Urtheile, sondern blos Lobreden von diesen Ländern lesen, finden aber ein Vergnügen daran, wenn es über andre strenge hergeht. Man preise ein Dutzend Anstalten, und tadle dagegen nur Eine mit Glimpf und triftigen Gründen, so wird sich alles regen, um Steine

auf den Tadler zu werfen. Wie aber, wenn dieser, mit notorischen Thatsachen bewaffnet, aufträte, und den Völkerschaften deutscher Nation unbekannte Nachrichten von ihren entfernten Landsleuten mittheilte? Es ist unglaublich, wie viele merkwürdige, oft ganz außerordentliche Vorfälle in einem Theile von Deutschland vorgehen, die in dem andern völlig unbekannt bleiben. Eine Anzahl solcher Facta, richtig dargestellt, würden die Sitten, Gebräuche, Denkungsart, Gesetze, und individuelle Staaswirthschaft der verschiedenen Provinzen Deutschlands besser charakterisiren, als alles, was man bisher in dicken gelehrten Büchern darüber geschrieben hat.

Wenn man z. B. Folgendes lesen sollte: Ein Trupp Soldaten rückt in eine nicht unbedeutende Stadt ein; der Befehlshaber erwartet die Mitternachtsstunde, um dem Bürgermeister einen Befehl vom Landesherrn zu übergeben, des Inhalts: sogleich die Sturmglocke läuten zu lassen, und die Bürger aufs Rathhaus zu versammeln. Es geschah. Jedermann, aus dem Schlaf aufgeschreckt, begiebt sich angstvoll dahin. Die Soldaten umringen das Rathhaus, und nun eröffnet der Bürgermeister einen andern versiegelten Befehl, der

eine exorbitante Steuer zum Gegenstand hatte. Kein Bürger wird von den Soldaten nach Hause gelassen, bis Alle das Verlangte bewilligt haben. Wer sollte wohl glauben, daß diese Scene im vorlezten Decennio in Deutschland vorgefallen wäre?

Man mag sagen, was man will, so herrscht im Grunde in Frankreich eine größere Preßfreyheit, wie in Deutschland. Es ist merkwürdig, daß dort die vornehmsten Schriftsteller der Nation die Ausdehnung der monarchischen Gewalt freymüthig bekämpfen, und öffentliche Lobredner republikanischer Staatsverfassungen sind; dahingegen die großen Schriftsteller unsers Volks dergleichen Wahrheiten nicht zu berühren wagen, so sehr sich ihnen auch das Nachtheilige in allen Gestalten darstellt. Welche reiche Aernte für einen Sammler! Hier wurden Ordensbänder verkauft, dort Glaubensbekenntnisse eingehandelt. In einem Lande war der wahre Regent ein Jude, in einem andern ein Castrate, und wieder in einem andern ein Beichtvater, oder Kammer-Zofen. Es ließe sich ein artiges Verzeichniß von den despotischen Gräueln machen, die nur seit zwanzig Jahren in den zehn Kreisen des Heil. Röm. Reichs ausge-

übt worden sind. Viele mir bekannte sind von der Art, daß ein asiatischer Despot sich derselben nicht schämen dürfte. Eine Sammlung derselben; ein Verzeichniß von sinnlosen in unsern Tagen gegebenen Gesetzen, und deren sonderbare Wirkungen; von abgeschmackten Einrichtungen und deren Folgen; von berühmten moralischen Riesen, die aber eigentlich nur als hypokritische Zwerge existiren; von Schildbürger-Streichen ansehnlicher Reichsstädte; von gepriesenen Fürsten und Staatsmännern, deren Tugenden und Talente noch ein Problem, oder vielmehr kein Problem bey der Fackel der Wahrheit sind; alles dieses, gleichsam in einem Brennpunkt zusammen getragen, würde höchst interessant zu lesen seyn. Ich gestehe aber, daß ich ein solches Buch lieber lesen, als schreiben möchte; die Möglichkeit vorausgesezt, daß es in Deutschland gedruckt, und in Umlauf gebracht werden könnte. Nennen Sie mir doch, liebster Freund, Einen deutschen Fürsten, von dem man mit Recht sagen könne, daß er Wissenschaften und Künste nachdrücklich aufmuntert. Manche glauben alles zu thun, wenn sie toleriren, oder, nach der Hofspreche zu reden, beschützen. Welcher deutsche Hof wendet wohl auf die Cultur der Gei-

stes-

stesfähigkeiten eine Summe von 30,000 oder 40,000 Reichsthalern? *) Es versteht sich, daß ich hier nicht von Schulen, Seminarien, Ritter-Akademien, u. s. w. rede; Anstalten, deren Nutzen unverkennbar ist, die aber nicht die Cultur eines großen Volks bey Welt und Nachwelt ehrwürdig machen können. Erlauben Sie mir eine Bemerkung. Es giebt der fürstlichen Liebhabereyen so mancherley Art; jemand, der sich die Mühe nehmen will, diesen Zweig der deutschen Hof-Annalen nur vom gegenwärtigen Jahrhunderte zu untersuchen, wird finden, daß die Launen der Herrscher, außer den gewöhnlichen!, auch auf sehr ungewöhnliche Dinge gefallen sind. Hier sah man Riesenmäßige Soldaten, bey denen jeder Zoll Fleischmasse mit Gold aufgewogen wurde, und deren geleckten Anputze, nach dem Ausdrucke Friedrichs selbst, nichts als Schminke und Schönpflästerchen fehlte. Dort hielt ein Fürst ein Serail von mehr als hundert weiblichen Geschöpfen, die unter militärischer Disciplin standen, und den deutschen Sultan in Uniform überall als Leibwache begleiteten. Ein grosser deutscher Fürst unserer Zeit suchte eifrig den

*) Man bittet den Zeitpunkt nicht zu übersehn, da dieser Brief geschrieben wurde.

Stein der Weisen, ein andrer den Schlüssel zum Geisterreich, und ein dritter sammelte alte Bibeln: allein keiner hat noch die Laune gehabt, wär es auch nur blos aus Liebhaberey, so wie man Pferde und Jagdhunde hält, die Wissenschaften vorzugsweise zu seinem Zeitvertreibe zu machen. Dieser Original-Einfall ist also noch jemanden vorbehalten. Bis dahin wollen wir uns begnügen, von Beschützern der Wissenschaften zu träumen, und uns im Stillen der vielen Titusse und Trajane erfreuen, die, nach der Versicherung der Lobredner, in allen großen und kleinen Residenzen Deutschlands gefunden werden.

Eben diese Bedenklichkeiten habe ich bey einem Gemälde von Frankreich; ein Land, das uns so nahe, und das Muster unsrer Höfe ist, das jährlich von Tausenden Deutschen besucht wird, und worüber zahllose Bücher geschrieben sind; dieses Land, ich wage es zu behaupten, ist uns von der moralischen Seite noch gar nicht recht bekannt. Mancher Biedermann, der es ohne Vorurtheil besucht hat, und blos von dem Forschungstriebe nach Wahrheit geleitet worden ist, kennt zwar die unglaublichen Mängel, die bey diesem großen Volke angetroffen werden, das seit hundert Jahren der

Gegenstand unsrer bewundernden Nachahmung gewesen ist; allein es kann ihm nicht einfallen, sie in Deutschland nach Würden aufzustellen, wenn er anders nicht wünscht, alles was vornehm und mächtig ist, von dem baltischen Meere bis zu den Alpen, wider sich aufzubringen. Alle Vorzüge und Reize Frankreichs, die nur die gröbste Unwissenheit und vorsezliche Bosheit verkennen kann, sind von Franzosen und Deutschen so sorgfältig dargestellt, und so sinnreich entwickelt worden, daß wahrlich hierin keine Nachlese übrig bleibt. Da ich nun keine Lust habe das Echo Andrer zu werden, und ich auch nicht berufen bin, der Lobredner der französischen Nation zu seyn, so würde ich die andre Seite der Medaille zeigen, deren Gegenstände zwar zum Theil bekannt, allein nie in Verbindung betrachtet, und durch zahlreiche Facta auffallend dargestellt sind. Ohne eben die Religion zu berühren, wo man findet, daß die so gepriesenen Freyheiten der gallicanischen Kirche gegen die jetzigen Freyheiten der Oesterreichischen Kirche (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) nur eine geringe Figur machen, würde ich blos die andern großen Staatssäulen betrachten: die Justiz-Pflege, die Verwaltung

der Finanzen, und die militärische Verfassung. Ein jeder, der seine Weisheit auch nur allein aus französischen Büchern holt, wird sich höchst elender, verworrener Justiz-Anstalten, und außerordentlicher, sehr bekannter Beyspiele von Justiz-Mordthaten aller Art erinnern, deren sich in unsern Tagen kein policirtes Land vorzuwerfen hat; Gräuel, die sich großen Theils auf höchst abgeschmackte parlamentarische Grundgesetze gründen. Wem ist nicht bekannt, daß Frankreichs Ausgaben eine lange Reihe von Jahren die Staats-Einkünfte beständig überstiegen, und vielleicht noch übersteigen, und daß diese auf eine so sonderbare, unmenschliche, ja unbegreifliche Weise verwaltet werden, die über alle Vorstellung geht? In der Kriegsverfassung, sowohl der ökonomischen als der taktischen, sind die Franzosen noch zweyhundert Jahre hinter den Deutschen zurück, und zwar sind diese Mängel von solcher Art, daß sie dem unbedeutendsten Reichsstädtschen Soldaten auffallen müssen. Noch vor wenigen Jahren mußte der Preußische Fähndrich von Pirch den französischen Kriegern nicht allein in Deutschland längst bekannte Manövers, sondern auch gemeine Reglements-Artikel lehren, wovon sie gar

nichts wußten. Das im Jahre 1774 in Frankreich erschienene Infanterie-Reglement ist nach der Angabe dieses Offiziers verfertigt, der dadurch sein Glück machte, und während der Belagerung von Gibraltar als Obrister in Cadix starb. Mit dieser militärischen Weisheit prangen jezt die französischen Kriegsheere. Alles dieses sind solche Facta, die keinem Zweifel Raum lassen. Wenn man nun hiezu eine Menge sinnloser barbarischer Gesetze nimmt, und die so unwürdig gepriesene französische Polizey genau untersucht, sodann sämtliche Gegenstände, die den höchsten Rang bey einem cultivirten Volke haben, durch zahllose Beyspiele erläutert, und zusammen grupirt, ausstellte, so müßte dieses ein schaudervolles Gemälde werden, wofür die Deutsch-Franzosen*) dem Maler gewiß nicht danken würden. Diesen politischen Zwittern den Staar zu stechen, ist künftigen Zeiten vorbehalten, wo die patriotische Nachwelt über diese germanische Original-Sitte des achtzehn-

*) Ich habe schon in dem ersten Bande dieses Werks gesagt, welche Klasse von Menschen ich unter der Benennung Deutsch-Franzosen verstehe; ein Titel, der für Personen, die kein Vaterland haben, oder vielleicht keins haben wollen, höchst passend ist.

ten Jahrhunderts reichlichen Stoff zum Spotte finden wird.

Ich will hier eine eigne Behauptung wagen. Nennen Sie mir ein Volk in der alten, mittlern oder neuen Geschichte, unter irgend einem Himmelsstriche, von den Griechen bis zu den Eskimohs, bey welchem nicht durchaus eine Vorliebe fürs Vaterland, und eine hohe Meynung von ihrer Nation herrschte, und noch herrscht. Die Annalen oder Traditionen aller Völker, Völkerschaften und Menschenstämme, die neuern Reisen um die Welt in unbekannte Regionen, die tägliche Erfahrung in unsern Wohnörtern selbst, alles belehrt uns die ausgebreiteteste Existenz dieses wohlthätigen patriotischen Eigendünkels, vermittelst welchem die Menschen aller Weltgegenden ihrer Nation oder Völkerschaft den Vorzug vor allen andern geben. Die größere Aufklärung hat so wenig, wie die roheste Wildheit, bey dieser Würdigung Einfluß; denn es fällt keinem Hottentotten, Irokesen oder Kamtschadalen ein, den Europäern, trotz allen ihren Künsten, den Vorzug einzuräumen. Diese Wilden sind so sehr von der Vortreflichkeit ihres Volks überzeugt, wie es ein Engländer und Franzose nur immer von seiner Nation

seyn kann. Nur den Deutschen, den Deutschen allein, und zwar den Neuern, war die Eigenheit vorbehalten, diese gleichsam von der Natur eingepflanzte Nationalliebe, die von jeher unter allen Zonen erstaunenswürdige Thaten erzeugte, durch Kunst auszurotten, das Vaterland zu verachten, und dafür ein fremdes Volk hoch zu schätzen. Es wird der Nachwelt unbegreiflich seyn, wie wir bey dieser sonderbaren Herabwürdigung, die das Motto von Deutschlands Großen ist, noch solche Fortschritte zur Veredlung des Geistes haben machen können: daß der Sklavensinn nicht tiefere Wurzeln geschlagen hat, und daß wir noch ein herrschendes Volk geblieben sind. Ohne unsre kriegerischen Tugenden wären wir es gewiß nicht mehr. Wenn wir wollen, daß uns fremde Nationen hochachten sollen, so müssen wir natürlich anfangen uns selbst zu schätzen. Wie äußerst gering ist die Anzahl unsrer Fürsten, die auf den deutschen Namen stolz sind! Sie lesen keine deutschen Bücher, denn sie verstehen die Sprache nicht. Ein großer Fürst, der sich kürzlich mit einem deutschen Gelehrten in seiner Muttersprache unterhielt, kannte das Wort Geschichte nicht, und mußte sich es erst erklären lassen; dennoch glaubte er

Deutschlands Litteratur beurtheilen zu können. Ein andrer Prinz, der, ohne ein Schriftsteller zu seyn, zu seiner Zeit als der Stolz unsrer Nation betrachtet wurde, spottete vor einigen Jahren, da von deutschen Versen die Rede war: Comment! Des beaux vers Allemands! En a t'on fait jamais? Diese Materie ist unerschöpflich; ich will abbrechen, sie möchte mich zu weit führen.

Nun noch ein Wort über die französische Polizey, von deren Vortreflichkeit man in Deutschland ein allgemeines Vorurtheil hat, so daß mehrere Deutsche von regierenden Fürsten nach Paris geschickt worden sind, um dort die Polizeykünste zu studieren. Der Himmel verhüte, daß diese Virtuosen je ihren Lehrern gleich kommen! Die Polizey in Paris ist vortreflich, den Despotismus zu befördern, und die gewaltsamen Ausbrüche eines äußerst unterdrückten lebhaften Volks zu hemmen; allein Eigenthum, Leben, und Freyheit ist besonders bey den niedern Ständen so wenig gesichert, daß dieses gewöhnlich ein Spiel nichtswürdiger Polizey Beamten, oder eben so nichtswürdiger Großen ist. Und dieses schämt man sich nicht vortrefliche Polizey zu nennen? Ein Lob, das überdem in der schmutzigsten Stadt von

Europa, der es sogar an gutem Wasser fehlt, sehr komisch klingt. Ernsthafte Schriftsteller unsrer Nation glauben diese sinnlose französische Rotomontade, und lassen sich bisweilen so weit herab, vom Pariser Pöbel erfundene Polizey-Mährchen als Thatsachen anzuführen. Sie, liebster Freund, der Sie in Paris gewesen sind, bedürfen hierüber wohl keine Beweise. Mängel kann man anzeigen, und Fehler rügen; wo aber das Ganze dem Stalle des Augias ähnlich ist, da wendet man seinen Blick ab, und eilt weg. Dennoch will ich Ihnen zum Schluß meines Briefes einen interessanten Vorfall erzählen, der sich im Jahre 1777 in Marseille zutrug, und meines Wissens nie gedruckt worden ist. Er dient, die Verfahrungsart und die Grundsätze der französischen Polizey anschaulich zu machen. Auf die Wahrheit der Geschichte können Sie sich völlig verlassen; denn da ich zwey Jahre hernach nach Marseille kam, hörte ich sie aus dem Munde respectabler Personen, die Augenzeugen dieser höchst sonderbaren Scene gewesen waren.

Die komische Oper, Zemire und Azor, hatte in dieser Stadt, so wie überall, wegen der schönen Musik sehr gefallen; sie war daher einige Monate lang fast täglich gegeben worden. Endlich aber

ward man auch dieser Speise satt, und das Publikum verlangte laut ein anderes Stück. Es wurde ein solches angekündigt, und, wie gewöhnlich, in den Straßen angeschlagen. Der Tag erschien, und mit ihm eine Dame aus Aix, die sich in Marseille einstellte, um die Oper Zemire und Azor zu sehen. Sie vernahm zu ihrem Leidwesen, daß sie zu spät gekommen sey; jedoch verlor sie den Muth nicht, sondern wandte sich mit ihren Klagen an den Echevin der Stadt, (eine Art von Bürgermeister) der ihr Freund war. Diesem schien es eine Kleinigkeit, dem Publiko zu trotzen; er befahl daher der Schauspielergesellschaft, das alte Singstück zu wiederholen. Man gehorchte. Es war zu spät, diese Veränderung bekannt zu machen. Die Zuschauer stellten sich zahlreich ein, und das Haus war voll, als jedermann mit Erstaunen hörte, daß par Ordre de Monsieur l' Echevin sie insgesamt um ihr Geld geprellt werden sollten. Einstimmig wurde nun aus allen Theilen des Schauspielhauses das angekündigte Stück verlangt. Das Parterr war bey dieser gerechten Foderung am lautesten, da es, wie bekannt, in den französischen Theatern den Ton angiebt. Der Echevin, der sich mit seiner Operlustigen Dame in einer

Loge befand, und diese Unzufriedenheit sehr übel nahm, ließ sogleich die Theaterwache ins Parterr dringen, die mit ihren Gewehren herumschlugen, und die Leute, ohne Ansehen des Standes und Alters, wie die Hunde behandelten. Man widersezte sich dieser Soldatenwuth, und trieb die Kriegsknechte aus dem Saale. Der Echevin schickte nunmehr nach der nächstgelegenen Wache, um mehrere Soldaten zu holen, und ließ während der Zeit das Schauspielhaus sperren. Viele friedliebende Menschen, die an den empfangenen Schlägen genug hatten, wurden dadurch verhindert, einen Ort zu verlassen, wo ihr Vergnügen auf eine so grausame Art gestört worden war, und wo sie fernern Unfug ahndeten. Sie betrogen sich auch nicht; denn die Thüre zum Parterr öffnete sich, und ein Dutzend Grenadiers stürzten hinein, faßten Posto, und fingen — Freund, erstaunen Sie jezt, oder nie! — — — — ohne weitere Umstände, unter die Zuschauer zu feuern an, als ob sie wilde Bestien, oder Aufrührer vor sich gehabt hätten. Das jämmerliche Geschrey aus allen Winkeln des Hauses, die Ohnmachten der Damen, u. s. w. kann man sich hiebey leicht vorstellen. Wer weiß, wie weit dieses Mordgeschäfte noch gediehen wäre;

denn die Soldaten luden von neuem ihre Gewehre, ihr feines Spiel fortzusetzen, und folgten hierin dem Befehle des Echevin, der sie aus seiner Loge zum Da Capo aufmunterte, wenn nicht ein französischer Offizier aus einer andern Loge ins Parterr gesprungen wäre, sich unter die Soldaten geworfen, und sie durch die nachdrücklichsten Bewegungsgründe von Vernunft und Ehre vom weitern Morden abgehalten hätte. So endigte sich diese sonderbare Scene. Die Anzahl der Verwundeten ist mir nicht bekannt, allein der Todten waren drey. Einer derselben war der Sohn eines Kaufmanns, und ein andrer ein deutscher Schiffer, den sein Unstern ins Schauspielhaus geführt hatte, ohne je in seinem Leben von Zemire und Azor etwas gehört zu haben; er überlebte das Mordspiel noch einige Stunden. Vergessen Sie nicht, liebster Freund, daß dieses nicht in Algier, sondern in Marseille geschah, unter einem Volke, das vorgiebt, gewisse Arten von Tragödien nicht sehen zu können, weil sie zu stark rühren, und daher lieber den Engländern und Deutschen solche barbarische Schauspiele überläßt. Die Folgen dieses Vorfalls werden Sie nicht weniger wundern. Der nichtswürdige Echevin erhielt für sein

despotisches, rasendes Verfahren, das sich kaum ein Groß-Vezier erlaubt haben würde, nicht einmal einen Verweis, vielweniger Strafe, und lebte noch vor zwey Jahren geehrt in seinem Posten. Der würdige Offizier aber, der Retter der Unschuldigen und der National-Ehre, wurde mit Arrest bestraft, weil er unbefugt sich in Polizey-Angelegenheiten gemischt hatte.

Dergleichen wenig bekannte Thatsachen, um französische Sitten, Gebräuche, Gesetze, u. s. w. durch Beyspiele ins Licht zu setzen, weiß ich sehr viele. Es sind deren darunter, die der französischen Nation wahre Ehre machen; allein, wie gesagt, ich fühle keinen Beruf über diese Materie zu schreiben. Prüfen Sie meine Gründe, so werden Sie mir Beyfall geben. Leben Sie wohl.

Dresden, den 22sten December 1785.

v. Archenholtz.

Ende des fünften Theils.

In der Verlagshandlung dieses Werks sind kürzlich erschienen:

v. Archenholtz, (J. W.) Die Engländer in Indien, nach Orme, 1ster und 2ter Band. Mit einer Landcharte von Indostan. gr. 8. 2 Th. 8 gr.

Der 3te und lezte Band, nach Orme und Sullivan, ist unter der Presse.

v. Watzdorf, (H.) Briefe zur Charakteristik von England, mit einer Vorrede von J. W. von Archenholtz. 8. 16 gr.

Mannert, (K.) Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander des Großen. gr. 8. 1 Thlr.

Ueber die Schulpforte, nebst vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt. 8. 16 gl.

Ueber Metastasio und seine Werke, nebst einigen ins Deutsche übersezten Stücken desselben, von J. A. Hiller. gr. 8. 1 Thlr.

Der Schriftforscher, 1ster Theil. gr. 8. 16 gl.

Der 2te ist unter der Presse.

Jünger, (J. F.) Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld. 3 Theile, cpl. 8. 2 Th. 20 gl.

— — Lustspiele 3 Theile. 2 Thl.

Der 4te ist unter der Presse.

Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unserm Zeitalter, ein Roman in 4 Bänden, vom Hrn. de Laclos, dem Verf. der Liaisons dangereuses, übersezt von J. F. Jünger. 8. 3 Th. 8 gl.

Schaz, (G.) Bluhmen auf den Altar der Grazien. 8. 21 gl.

v. Mauvillons, Dramatische Sprüchwörter, ein Beytrag zum gesellschaftlichen Vergnügen. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Die Reisen des Kronprinzen von Ypsilon, von ihm selbst beschrieben, aber nicht herausgegeben. 8. 10 gl.

Engel (J. J.) Der Philosoph für die Welt. 2 Theile. Neue, verbesserte, und mit fünf Stücken vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gl.

Bagatellen von Anton Wall. 2 Theile. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Kretschmans, (K. Kr.) sämtliche Werke. 4 Bände, von denen die zwey ersten die epischen und lyrischen, die beiden andern dramatische Gedichte enthalten, m. K. 8. 4 Thlr.

Nebentheater, 5 Bände. 8. 4 Thlr. 14 gl.

Dieses Werk enthält:

Ein Schreiben an Hrn. Gotter.

Die schwere Wahl, L.

Ein Schreiben an Hrn. Prof. Schröckh.

Das Aufkommen französischer Sitten in Deutschland, L.

Der verschriebene Bräutigam aus Paris, L.

Coriolan, T.

Die Ehrenpforte, ein Vorspiel.

Der Weg zu gefallen, L.

Jack Splien, L.

Eine Abhandlung über die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen der Geschichte des Coriolans.

Graf von Essex, T.

Der Zerstreute, L.

Der standhafte Mann, L.

Spielerglück, L.

Ein Schreiben an Hrn. von Archenholtz.

Thomas More, Tr.

Sechs Wagen mit Contrebande, L.

Ein Gespräch, nebst Anmerkungen, über die Theorie des Drama.

Ferdinand Pernau, Tr.

Neigung und Abneigung, L.

Die belesenen Jungfern, L.

The british Mercury, von J. W. von Archenholtz, eine englische periodische Schrift, wovon wöchentlich 2 Bogen in gr. 8. erscheinen. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Im Selbstverlage des Herausgebers, und in Commission beym Buchhändler Hrn. Hofmann in Hamburg.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

H.

Archenholtz

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm <<von>>,

England und Italien

Bd.: 5

Leipzig (1787)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 85 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250685-7
VD18 80214673-001